

Avisos



Informationsdienst der Deutschen
Gesellschaft für Publizistik- und Kommunikationswissenschaft

Nr. 37

DGPuK

September 2004

LOB UND TADEL

DEBATTE: AUSWAHLVERFAHREN AN HOCHSCHULEN

Die Geeigneten sind besser...

...als die Besten. Ein ungewöhnliches Plädoyer

VON PATRICK RÖSSLER

Placebo-Effekte

„EFV“ sind rational nicht zu begründen

VON HANS-BERND BROSIUS

Am Anfang steht die Selbstselektion

Gedanken eines einstigen Aspiranten

VON NABIL RANÉ

In der Praxis bewährt

Komplexes Verfahren in Hannover bietet große Vorteile

VON MELANIE KRAUSE

DER FRAGEBOGEN

Ausgefüllt von Constanze Rossmann

GRUPPENBILD

TAGUNGEN

IN KÜRZE

ZWISCHEN-PRÜFUNG

Stefanie Averbeck über den Ideengeber Romanistik

NACHGEFASST

NEU ERSCHIENEN

AUSGESTELLT

EHRENMITGLIEDER

EINSPRUCH

2

AVISIERT

3

Als ich nach dem Studium DAAD-Lektor in Frankreich war, schockierte mich die Gnadenlosigkeit des Prüfungsystems. Zwar durfte jeder ohne Einschränkung an der staatlichen Universität studieren, und jeder hatte auch das Recht, den Vorlesungen fernzubleiben (eine Errungenschaft der Reformen nach dem Pariser Mai 1968). Aber einmal im Jahr wurde in einer Prüfungswoche gesiebt, was das Zeug hielt. Da waren regelrecht Quoten zu erfüllen. Studenten, die sich als ungeeignet für das Fach erwiesen, bekamen das sehr deutlich zu spüren.

3

5

8

10

So etwas kannte ich von deutschen Hochschulen nicht. Hier wurde man freundlich mitgenommen bis zum Endexamen – um möglicherweise erst dann zu merken, dass man für das Fach ungeeignet war. Vielleicht war das französische System gerechter.

In Zukunft werden auch die deutschen Hochschulen mehr „sieben“. Und zwar vorher. Eine Errungenschaft der BA- und MA-Reformen. Ist das gerecht? „Aviso“ diskutiert die Vor- und Nachteile von „Eignungsfeststellungsverfahren“. Viel Spaß bei der Lektüre wünscht

IHR GUNTER REUS

12

14

15

16

17

18

20

22

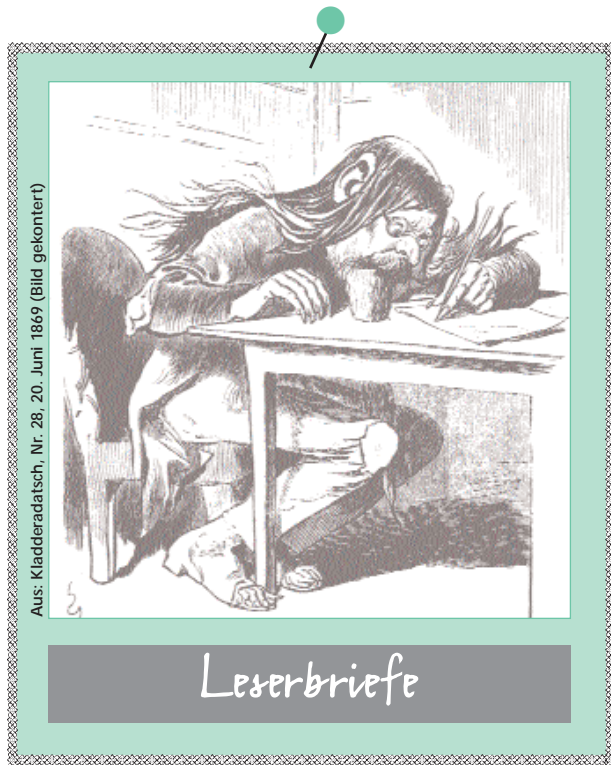
23

28

Anzeige



VS VERLAG FÜR SOZIALWISSENSCHAFTEN
www.vs-verlag.de



Ich finde, dass der „Aviso“ inzwischen ein wichtiges Organ zur Selbstverständigung unseres Faches geworden ist und gerade auch für Nachwuchswissenschaftler wie mich viele interessante Einblicke bietet. Eine Lücke, die „Aviso“ ebenfalls schließt, ist der Forumscharakter: Es freut den Leser und die Leserin, dass hier nicht nur ein generelles Mitteilungsbedürfnis befriedigt wird, sondern auch an aktuellen Fragestellungen lösungsorientiert debattiert wird. Es steht zu hof-

fen, dass in Zukunft möglichst viele DGPUKler von dieser Möglichkeit Gebrauch machen werden.

⇒ **STEPHAN ALEXANDER WEICHERT, HAMBURG**

Der „Aviso“ steigert sich von Ausgabe zu Ausgabe und ist schon mehr als ein bloßer „Informationsdienst“, wie er sich bescheiden nennt. Nr. 36 war eines jener Hefte, die ich auch im Bekanntenkreis an Nicht-Kommunikationswissenschaftler verliehen habe – die Beiträge über Plagiarismus sind (leider, muss man sagen) für alle Disziplinen von hohem Interesse. Köstlich war auch Peter Vorderers Glosse über „Nervensägen“.

⇒ **OLIVER ZÖLLNER, KÖLN**

Herzlichen Dank für die auch diesmal wieder sehr interessante Zusammenstellung von Themen!

⇒ **STEFFEN HILLEBRECHT, LEIPZIG**

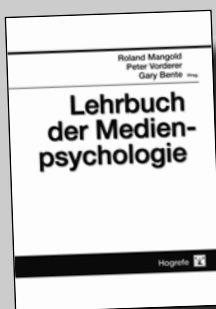
„Aviso“ hat sich, wie Sie ja jüngst anlässlich der DGPUK-Mitgliederversammlung erfahren durften, sehr gut entwickelt: Ich lese jedes Heft sofort nach Erhalt und freue mich über die Themenmischung, aber auch über die Vielfalt an Genres. Das ist zweifellos Ihr Verdienst!

⇒ **OTFRIED JARREN, ZÜRICH**

Ein Kompliment für den „Aviso“! Ich lese jede Ausgabe mit Vergnügen. Leider hatte ich auf der letzten Tagung der DGPUK in Erfurt keine Gelegenheit, mit Ihnen ein paar Worte zu wechseln.

⇒ **RENÉ WEBER, LOS ANGELES**

Anzeige



Roland Mangold / Peter Vorderer / Gary Bente (Hrsg.)

Lehrbuch der Medienpsychologie

2004, X/830 Seiten, Großformat,
€ 69,95 / sFr. 118,- • ISBN 3-8017-1489-6

Das Lehrbuch bietet eine aktuelle und verständliche Einführung in die verschiedenen Bereiche der Medienpsychologie. Neben den Grundlagen einer Medienpsychologie werden einschlägige Forschungsmethoden vorgestellt. Die spezifischen Anwendungsfelder schließen sowohl Einsatzgebiete der »klassischen« Medien als auch der neuen Medien ein. Im Lehrbuch werden z.B. die Schlüsselkonzepte der Mediennutzung und Medienwirkung sowie der Medienkompetenz, aber auch kognitions-, emotions-, entwicklungs-, persönlichkeits- und sozialpsychologische Theorien dargestellt. Weiterhin wird über die für dieses Fachgebiet spezifisch relevanten Forschungsmethoden informiert. Die Breite und Vielschichtigkeit der Forschungsfelder wird durch Beiträge aus dem Bereich der »klassischen« Medien als auch der neueren computerbasierten und interaktiven Medien deutlich. Themen sind z.B. Lesen, Fernsehnutzung und -wirkung, Infotainment und Edutainment, Werbung, E-Learning und netzbasierte Wissenskommunikation sowie Computer- und Videospiele.



Hogrefe

Hogrefe-Verlag

Rohnsweg 25 • 37085 Göttingen
Tel.: 05 51 - 4 96 09-0 • Fax: -88

Die Geeigneten sind besser...

...als die Besten. Ein ungewöhnliches Plädoyer VON PATRICK RÖSSLER

Wozu ein besonderes Auswahlverfahren für Studierende? Wer diese Frage mit „Um die Besten zu bekommen!“ beantwortet, begibt sich auf dünnes Eis – zu Recht, wie der jahrelange Psychologenstreit um Testtheorien zeigt. Meine Antwort lautet dagegen: „Um die Geeigneten zu bekommen!“ Und hierbei kann ein besonderes „Eignungsfeststellungsverfahren“ (EFV) viel bewirken, wie die Erfahrungen der Studienrichtung Kommunikationswissenschaft an der Universität Erfurt zeigen, die ein solches Verfahren bereits seit mehreren Jahren durchführt.



Montage: Fabian Reus

Wir sehen das Verfahren weniger als Auswahlprozess mit dem Ziel der Selektion, sondern eher als *Kommunikationsinstrument* für eine wichtige, vielleicht unsere wichtigste Anspruchsgruppe. Entscheidende Parameter sind dann: Motivation, bewusste Studienwahl, Passung zum inhaltlichen Profil, Kommunikations- und Teamfähigkeit.

Die Ausgangslage

Für die Kommunikationswissenschaft gibt es kein zentrales bundesweites Vergabeverfahren, vielmehr bewerben sich die Studierenden bei den Hochschulen direkt. Unsere Befragung im Zuge der Bewerbergespräche zeigt regelmäßig, dass sich die Kandidaten im Schnitt an rund sechs, Einzelne an zehn und mehr Hochschulen bewerben, um ihre Chancen zu erhöhen. Da die Hochschulen ihre Plätze mehrheitlich u. a. nach dem Grad der Qualifikation (Abiturnote) vergeben, erhalten die „Besten“ eines Jahrgangs in der Regel mehrere Zusagen. Das führt allerorten zu Problemen mit Nachrückverfahren, weil die Entscheidung der zugelassenen Bewerber abgewartet werden muss.

Unsere Auswertung früherer reiner NC-Verfahren hat verdeutlicht, dass bis zu Semesterbeginn

kurzfristig Nachrückplätze bis zu weit hinten rangierenden Bewerbern vergeben werden mussten, was fast schon einer zufälligen oder beliebigen Vergabe gleichkam – wer noch nirgendwo anders untergekommen war, erhielt einen Studienplatz. Die Ausbildungsenquête der DGPK (siehe „Aviso“ 36/2004) legt zudem nahe, dass deutschlandweit die tatsächliche Zahl der Bewerber relativ dicht an der Zahl zugelassener Bewerber liegt: Aus dem lokalen Auswahlproblem wird so im Grunde ein institutsübergreifendes Verteilungsproblem.

Der Lösungsansatz

Ziel muss dann also sein, aus der Zahl der Interessenten für einen Studienplatz in der Kommunikations- und Medienwissenschaft genau die herauszufiltern, die für das Studium an einem bestimmten Standort besonders geeignet sind – besonders wichtig in unserem Fach, wo sich das Profil der einzelnen Studiengänge doch teilweise erheblich unterscheidet. Bewerber in Erfurt durchlaufen ein mehrstufiges Verfahren, in dem (neben der Abiturnote) einschlägige praktische Vorleistungen, die Ergebnisse eines fachbezogenen Wissenstests und einer Hausarbeit bepunktet und mit den Eindrücken aus einem persönlichen Vorstellungsgespräch verrechnet werden. Die Vorbereitung auf dieses EFV zwingt die zukünftigen Studierenden nun, sich intensiver mit dem Studienort und dem Studienfach auseinanderzusetzen. Nach welchem Modell ist das Studium organisiert? Wo liegen die inhaltlichen Schwerpunkte? Wie sind die Studienbedingungen vor Ort?

Erfolgreiche Bewerber haben die Hochschule und einen Teil des Personals bereits kennen gelernt und auch deswegen eine bewusster Studientatscheidung getroffen, was die Gefahr von Wechseln oder Abbrüchen verringert und damit die Studienzeit verkürzt. Die überragend geringe Abbrecherquote im Erfurter Studiengang – bei einer Übergangsquote über 95 Prozent (d. h. 19 von 20 Studierenden eines Semesters wechseln auch ins Folgesemester) machen knapp 80 Pro-

DE
BAT
TE

Prof. Dr.
Patrick Rössler
lehrt und
forscht am
Institut für
Kommunikationswissenschaft
der
Universität
Erfurt



zent auch ihren sechssemestrigen BA-Abschluss – kann sicher auch als Erfolg des besonderen Vergabeverfahrens betrachtet werden.

In einem persönlichen EFV gewinnt der Faktor Motivation aber in zweierlei Hinsicht Bedeutung: Zum einen bereits im Vorfeld des Studiums, denn allein die Tatsache, dass ein Verfahren durchgeführt wird, bewirkt eine Selbstselektion von wirklich motivierten Bewerbern, die sich zudem (wegen des damit verbundenen Vorbereitungsaufwands) nicht an beliebig vielen dieser Verfahren beteiligen können. In diesem Sinne ist die Vorgehensweise ein wichtiger Schritt zur Chancengleichheit im Hochschulzugang: Sie gibt den tatsächlich Interessierten eine faire Chance auf einen Studienplatz, der ansonsten durch Mehrfachbewerber blockiert wird, die lediglich ein Formular ausfüllen müssen.

Zum anderen wirkt das Verfahren selbst motivierend auf die erfolgreichen Bewerber. Unsere hohe Annahmequote nach der Zulassung zeigt, dass Bewerber, die ein solches Verfahren durchlaufen haben, dann zu einem überragend großen Prozentsatz auch den Studienplatz annehmen – eine Erfahrung, die andere Studiengänge an anderen Hochschulen (z. B. Uni Mannheim) teilen.

Immer wieder schildern uns Studierende später, dass allein das persönliche Verfahren schon ein positives Image erzeugt. Häufig wird als Grund für die Bewerbung genannt, bereits die Existenz des Verfahrens zeige, dass sich die Hochschule wirklich um ihre Studierenden bemühe. Man könne davon ausgehen, später Kommilitonen anzutreffen, die über ein ähnliches Profil und Niveau verfügten wie man selbst.

Der Motivationsaspekt prägt danach oft das gesamte Studium: Bereits durch die gemeinsame Teilnahme am Aufnahmeverfahren ergibt sich ein Zusammengehörigkeitsgefühl unter den Studierenden, das eine positive Lernatmosphäre erzeugt. Nach unseren Beobachtungen ist die Beteiligung am Unterricht und an Diskussionen vielfach überdurchschnittlich, ebenso wie das Engagement in der akademischen Selbstverwaltung.

Mein Plädoyer für ein besonderes Vergabeverfahren für Studienplätze beruht also weniger auf der sicherlich naiven Vorstellung, man könnte

aufgrund eines „objektiven“ Verfahrens und anhand harter Kriterien „die Besten“ unter den Bewerbern herausfinden. Vielmehr sehe ich diesen hochintensiven und dichten Kommunikationsprozess als ein effektives Instrument des Studierendenmarketings. Wie jede Maßnahme hat auch diese ihren Preis: Der erhebliche Aufwand, den ein EFV mit sich bringt, lässt sich nicht bestreiten. Für das Erfurter Verfahren kalkulieren wir geschätzte 30 „Manntage“ (von der Adressverwaltung durch Hilfskräfte bis zum persönlichen Gespräch unter professoraler Beteiligung).

Wichtig scheint mir freilich der Hinweis, dass die gesetzliche Grundlage, auf der ein EFV basiert, von entscheidender Bedeutung für seine

Wirksamkeit ist. Das Land Thüringen hat beispielsweise in seinem neuen §132d des Hochschulgesetzes verfügt, dass das Verfahren nur für Studiengänge ohne lokale Zulassungsbeschränkung eingesetzt werden darf. Diese Festlegung ist von höchster Brisanz, denn sie erfordert den Verzicht auf eine Kapazitätsgrenze – allein Qualitätskriterien geben den Ausschlag für die Zulassung: Sind 100 Personen geeignet, erhalten alle 100

einen Studienplatz, wären es nur 20, dann würden eben nur 20 zugelassen. Dies markiert eine grundlegende Abkehr von der bisherigen Vergabepaxis und stellt gleichzeitig besondere Anforderungen an das Verfahren.

Die Erfurter Erfahrungen zeigen, dass sich der zusätzliche Aufwand für ein EFV bezahlt macht, und auch die Studierenden, die übrigens als Gutachter in das Verfahren einbezogen sind, sprechen sich eindeutig für die geübte Praxis aus. Schließlich sind es tatsächlich *andere* Studierende, die am Ende nach Erfurt kommen: Unseren Auswertungen zufolge wären nur rund 40 Prozent der bei uns zugelassenen Personen auch nach dem üblichen Verfahren (NC/Wartezeit) zum Zuge gekommen.

Insgesamt betrachtet ist das Eignungsfeststellungsverfahren als Kommunikationsinstrument vielleicht auch die besondere Chance gerade der kleineren Standorte unseres Fachs, die nicht von der Strahlkraft eines städtischen Umfeldes wie in München oder Berlin profitieren, um motivierte Bewerber von ihren Studienangeboten zu überzeugen. ♦

„Immer wieder
schildern uns
Studierende später,
dass allein das
persönliche Verfahren
schon ein
positives Image
erzeugt“

Placebo-Effekte

„EFV“ sind rational nicht zu begründen VON HANS-BERND BROSIUS

Polemik: Die Klagen über mangelnde Fähigkeiten und geringe Motivation von Studierenden sind vermutlich so alt wie die Universität selbst. Die simpelsten Kenntnisse der deutschen Sprache, erratische Kommasetzung, begrenzte Ausdrucksfähigkeit, fehlendes Abstraktionsniveau... die Liste ließe sich beliebig verlängern. Da liegt es nahe, an Eignungstests zu denken, um die „richtigen“ Studierenden auszuwählen. Dies gilt um so stärker in zulassungsbeschränkten Fächern, denn hier haben die Lehrenden zusätzlich den Eindruck, der Numerus Clausus (NC) – als Kondensat gymnasialer Bildungsbemühungen – beschere ihnen die falschen Studenten. Irgendwo da draußen, so schlussfolgert man dann, sind die richtig Guten, die Top-Studenten, die vollkommen geeignet sind und sich durch die entsprechenden Auswahlverfahren (im folgenden offiziell: Eignungsfeststellungsverfahren, kurz EFV) auch finden lassen.

Standpunkt: Ich bin nicht generell gegen die Feststellung von Eignung. Erstens geschieht auch beim NC letztlich nichts anderes, und zweitens bin ich auch der Meinung, dass nur Geeignete das Studium aufnehmen sollten. Dennoch gibt es aus meiner Sicht zahlreiche Gründe, den Einsatz eines Eignungstests sorgfältig zu überdenken und sich über seine Grenzen Gedanken zu machen.

1 Voraussetzung für jedes EFV ist eine verbindliche und wohl begründete Liste von Kriterien, mit denen geeignete von ungeeigneten Personen unterschieden werden sollen. Dabei kann man Kriterien, die vermutlich für mehr oder weniger alle Studiengänge gelten, von solchen abgrenzen, die nur für ein bestimmtes Fach oder eine Fächergruppe wichtig sind. Diese Kriterien können im Bereich intellektueller und sozialer Fähigkeiten liegen oder auf Persönlichkeitsmerkmale zielen. Zu den allgemeinen Fähigkeiten gehören sicherlich eine gewisse intellektuelle „Mindestausstattung“, Teamfähigkeit, Durchsetzungsvermögen, Beharrlichkeit o. Ä. Schwieriger wird es schon bei den fachspezifischen, also kommunikationswissenschaftlichen Fähigkeiten und Voraussetzungen. Da werden 100 Lehrende 101 Meinungen haben, was wichtig sei. Solange wir aber keinen verbindlichen Katalog von Kriterien ha-

ben, bleibt die Eignungsfeststellung zum Teil den Vorlieben der örtlichen Dozentur verhaftet.

2 Im Besonderen scheint es mir bei den Kriterien darum zu gehen, zwischen Studienerfolg und anschließendem Berufserfolg zu unterscheiden. Welche Merkmale von Studierwilligen sind mit dem Studienerfolg (messbar in Form von Studienleistungen, Studiedauer oder Abschlussnote), welche mit dem Berufserfolg (Schnelligkeit des Einstiegs, Zufriedenheit oder sozioökonomische Lage) in Verbindung zu bringen? Inwieweit sind Merkmale unabhängig von den anschließend angewandten Kriterien? So müssen z. B. Aspiranten – vor allem in journalistisch ausgerichteten Studiengängen – häufig Probearbeiten abgeben und damit Fähigkeiten nachweisen, die ihnen erst im Laufe des Studiums vermittelt werden. Ist Kommunikator ein Begabungsberuf?

3 Um festzustellen, wer wirklich für das Studium geeignet ist, müssen die Einrichtungen langfristige, vergleichende Begleitforschung zu ihren Auswahlverfahren durchführen. Dabei müssen Kriterien verbessert und ihre Prognosekraft für Studienerfolg und Berufserfolg beurteilt werden. Solange hierzu keine befriedigenden Ergebnisse vorliegen, gibt es aus meiner Sicht keinen Grund, von einem sparsamen Verfahren wie dem Numerus Clausus abzurücken.

4 Eignung für ein Studium kann man als relatives oder absolutes Merkmal begreifen. Relativ bedeutet, dass Bewerber durch die Auswahlprozedur in eine Rangreihe gebracht und entsprechend der Anzahl von Studienplätzen die ersten N Personen genommen werden. Absolut heißt, dass ein Mindestmaß an Eignung identifizierbar ist und unabhängig von der Zahl zu vergebender Plätze nur solche Bewerber genommen werden, die das Min-



destmaß überschreiten. Die Kommunikationswissenschaft als zulassungsbeschränktes Fach muss in der Regel aber alle Studienplätze besetzen. Dies bedeutet, dass kommunikationswissenschaftliche EFV zwangsläufig die relativ besser Geeigneten auswählen.

5 Aus testtheoretischer Sicht bringen Auswahlverfahren nur dann zufrieden stellende Ergebnisse, wenn in der Population Geeignete und Nichtgeeignete sich etwa gleich verteilen. Sind fast alle geeignet oder nicht-geeignet, hat jedes noch so gute Verfahren kaum prognostische Qualität, die über ein Lösen hinausgeht. Hierüber ist ebenfalls nur wenig bekannt.

6 Testtheoretisch wird meist zwischen allgemeiner (Studierfähigkeit) und spezifischer Eignung (für das jeweilige Fach) unterschieden. Ein spezifisches EFV ist nur dann sinnvoll, wenn es über die prognostischen Qualitäten allgemeiner Verfahren (NC) hinaus Studienerfolg erklären kann. Dies müsste erst noch bewiesen werden. Solange dies nicht geklärt ist, kann man vier Fälle in Form einer 2x2-Matrix unterscheiden: (1) Aspiranten, die sowohl durch NC als auch durch EFV als geeignet identifiziert werden; (2) solche, die durch beide Verfahren als ungeeignet klassifiziert werden; und (3) (4) solche, die durch das eine als geeignet und das andere als ungeeignet gelten. Diese letzteren, vermutlich kleineren Gruppen sind die interessantesten. Was zeichnet diejenigen aus, die eine gute Abiturnote haben, aber an der Eignungsfeststellung scheitern, was diejenigen, die in der Prüfsituation der Eignungsfeststellung reüssieren, aber eine schlechte Abiturnote haben? Was sind die Meriten eines über Jahre kumulativ erworbenen, von Tagesformen unabhängigen Numerus Clausus, was die einer Ad-hoc-Prüfung unter Stressbedingungen?

7 Neben diesen eher grundsätzlichen Überlegungen sprechen aber auch Praktikabilitätsaspekte nicht unbedingt für ein EFV. Im letzten Wintersemester haben sich in München 1500 Bewerber auf 129 Bachelor-Studienplätze beworben. Diese wurden nach dem NC ausgewählt, was dem Institut gar keine Arbeit verursachte. Hätten wir sie nach einem wie immer gearteten Eignungsfeststellungsverfahren ausgewählt, wäre das Institut schätzungsweise zwei Wochen lahm gelegt gewesen. Das wirft die Frage nach der Ver-

hältnismäßigkeit auf, zumal wir nichts über die Qualität unserer Auswahl wissen.

8 Hinzu kommen Aspekte der Nachhaltigkeit. Es macht wenig Mühe, das erste Mal sinnvolle Testbatterien zu entwickeln oder Anschreiben nach fertigen Codeplänen auf Ernsthaftigkeit zu untersuchen. Jedes Jahr solche Tests neu zu entwickeln bedeutet dagegen einen Riesenaufwand. Relativ schnell gibt es dann auch Musterlösungen oder Entwürfe für erfolgversprechende Anschreiben, die wiederum eine bestimmte Klientel begünstigen, andere benachteiligen.

9 Sowohl Aufwand als auch nicht belegte Prognosekraft von EFV lassen mich zu dem Schluss gelangen, dass ihr Einsatz rational und ökonomisch nicht begründet werden kann, jedenfalls zum jetzigen Zeitpunkt.

10 Möglicherweise – und ich weiß gar nicht, ob ich dies positiv oder negativ beurteilen soll – haben EFV sogar einen positiven Effekt, und zwar einen rein psychologischen (dies gleich in zweifacher Hinsicht): Die Studierenden werden sich im Wissen, zu den „nach strengen Regeln“ Auserwählten zu gehören, im Studium mehr anstrengen, dieses als interessanter erleben und daher größeren Erfolg haben. Die Dozenten werden im Glauben, die Kontrolle zu haben und die wirklich guten Studierenden ausgewählt zu haben, deren Leistungen schneller positiv werten, mit größerem Einsatz in der Lehre arbeiten und das Verfahren loben. Typische Placebo-Effekte, die hier im Doppelpack bei allen Beteiligten Zufriedenheit mit einem Verfahren erzeugen, das seine Tauglichkeit allerdings nicht bewiesen hat.

Wenn dies so ist, dann sollte man ein „strenges“ Verfahren durchführen und heimlich lösen. Dann wäre wenigstens der Aufwand weg. ♦

DEBATE

Prof. Dr. Hans-Bernd Brosius ist Hochschul-lehrer am Institut für Kommunikationswissenschaft der Universität München



Power-Test

Feststellungsverfahren leisten einiges VON NINA RITZI

Als ich mich im vergangenen Jahr an verschiedenen Orten für das Studium der Kommunikationswissenschaft beworben habe, wurde mir bald klar: Immer mehr Universitäten trennen sich von dem alten System, ihre Bewerber ausschließlich nach der Abiturnote (NC) auszuwählen. Sie gehen dazu über, auf ihre spezifischen Anforderungen zugeschnittene Profile zu entwerfen, die die Möglichkeit eröffnen, bei der Auswahl Schwerpunkte auf die gewünschten Fertigkeiten zu legen.

Das Eignungsfeststellungsverfahren der Universität Erfurt, an dem ich teil-

genommen habe, erwies sich als vielseitig und ermöglichte dadurch eine gezielte Auswahl der Studierenden. Auf der Grundlage der Abitur-Durchschnittsnote und eines Motivationsschreibens der Bewerber fand eine erste Auswahl statt. Durch eine kleine Hausarbeit wurde dann getestet, ob der Bewerber zu einer analytisch-logischen Darstellung fähig ist und sie auch sprachlich bewältigen kann.

In einem dritten und letzten Schritt wurden diejenigen, die bis dahin den Ansprüchen genügen konnten, zu einem Power-Test vor Ort, der Fragen zur Allgemeinbildung umfasste, und einem Gespräch mit Vertretern der Studienrichtung eingeladen. An diesem Punkt hatte ich die Chance, mich sowohl mit dem Standort als auch mit der Universität selbst, den potentiellen zukünftigen Kommilitonen und Professoren vertraut zu machen. Meine Entscheidung für Studienort und -platz bekam so eine neue Dimension und eine weitaus größere Tragfähigkeit. Auch der Bewerber (und nicht nur das Auswahlkomitee) hat also am Ende des Verfahrens eine Fülle von Informationen gesammelt, die eine fundierte Entscheidung ermöglichen. Dies kann verhindern, dass

Studenten sich aufgrund falscher Vorstellungen auf einen Studiengang und/oder eine Universität festlegen. Durch diesen Prozess entscheidet sich somit nicht nur die Universität für oder gegen einen Bewerber, sondern auch der Bewerber entscheidet sich noch einmal neu für oder gegen das Fach und/oder die Universität.

Meine übrigen Bewerbungen haben allerdings gezeigt, dass diese Verfahren im Fach Kommunikationswissenschaft (noch?) von großer Uneinheitlichkeit geprägt sind. Das Spektrum reicht von einstufigen Auswahlverfahren wie beispielsweise an der Universität Hohenheim, bei denen lediglich einige Noten des Abiturzeugnisses stärker gewichtet werden, über Verfahren, die die individuelle Leistung konkret, zum Beispiel anhand einer vorgegebenen schriftlichen Arbeit, prüfen (Fachhochschule Osnabrück), bis hin zu komplexen, mehrstufigen Eignungsprüfungen wie eben an der Universität Erfurt oder der Hochschule für Musik und Theater Hannover. Praktika oder Auslandsaufenthalte bewerten dagegen alle Hochschulen einheitlich positiv.

Eignungsfeststellungsverfahren können einiges leisten. Sie sind nicht nur in der Lage, die Studienabbruchrate deutlich zu verringern – wie man am Beispiel Erfurt sehr schön sehen kann, wo ich neun von zehn meiner derzeitigen Kommilitonen auch bei der Verleihung der BA-Urkunden wieder sehen werde. Außerdem verändern sie in bestimmten Bereichen auch das Bewerberverhalten: Es entsteht so etwas wie ein Selbstselektionseffekt, bei dem der Bewerber aufgrund der Anforderungen in den jeweiligen Auswahlverfahren seine Eignung und Motivation schon vor der Bewerbung einschätzt, seine Pläne möglicherweise überdenkt und sich dann gezielt für oder gegen eine Bewerbung entscheidet.

Obwohl Eignungsfeststellungsverfahren im großen Rahmen noch nicht vollkommen etabliert sind, würde ich aufgrund der positiven Erfahrungen und Ergebnisse sagen, dass sich der administrative und finanzielle Aufwand bei der Einführung, Weiterentwicklung und Optimierung der Verfahren durchaus lohnt. ◆

DEBATE

Nina Ritzi studiert im 3. Semester im BA-Programm Kommunikationswissenschaft der Universität Erfurt

„Meine Entscheidung für Studienort und -platz bekam eine größere Tragfähigkeit“

Am Anfang steht die Selbstselektion

Gedanken eines einstigen Aspiranten VON NABIL RANNÉ

DE
BATE
TE

Nabil Ranné
ist Absolvent
des Studienganges
Medienmanagement
der Hochschule
für Musik
und Theater
Hannover

Hier sitze ich nun – drei Prüfer, darunter zwei Professoren (hoffentlich meine zukünftigen) und ein Externer (die unbekannte Variable), vor mir. Neben mir: Mitbewerber – Feinde. Also lockerer wirken als die, sag' ich mir, aber nicht zu locker. Denn Studieren ist ja kein Zuckerschlecken. Und nett rüberkommen und lächeln – freundlich, nicht hämisch –, das alles ist bestimmt wichtig. Und ehrlich soll man sein, so wurde mir das zumindest vorher gesagt...

Mit solchen oder ähnlichen Gedanken ging ich damals in meine Zulassungsprüfung. Nun, ein abgeschlossenes Studium weiter im Leben, lasse ich eben diese noch einmal halbwegs reflektiert und weniger involviert Revue passieren.

Der grundsätzliche Wunsch einer Universität nach leistungsstarken Studenten ist sicherlich verständlich. Dass der Numerus Clausus nicht mehr durchweg als valides Auswahlkriterium angesehen wird, ist auf die unterschiedlichen schulischen Standards zurückzuführen, die eine Vergleichbarkeit der Schüler schwierig bis aussichtslos machen. Das eigene Zulassungsverfahren ist also, korrekt durchgeführt, dem Numerus Clausus vorzuziehen, weil es vergleichbarere und damit gerechtere (man achte auf das angehängte „-re“) Ergebnisse liefert – wenn denn das Instrument des Zulassungsverfahrens sinnig moduliert wurde. Legt man nun das im Seminar „Grundlagen der Sozialforschung for dummies“ erworbene Grundrepertoire sozialwissenschaftlicher Gütekriterien an das Verfahren selbst an, sollte man wohl die Stichprobenszusammensetzung, Validität, Reliabilität und Objektivität desselben beäugen.

Doch noch vor der Auswahl durch die Hochschule steht immer die Selbstselektion der Bewerber. Wenn sie sich vor ihrer Bewerbung über das Zulassungsverfahren und damit auch über die erforderlichen Vorleistungen informieren, schrecken sie möglicherweise davor zurück, sich zur Aufnahmeprüfung anzumelden. Somit wird also die oft ver-

nachlässigte Informationspolitik der durch ein eigenes Verfahren zulassungsbeschränkten Universität hochrelevant. Und auch die Informationen, die der entschlossene Bewerber vor der Teilnahme am Zulassungsverfahren über die Universität erhält, bestimmen ja maßgeblich die Bewerbung und damit sozusagen die Grundgesamtheit aller Bewerber. Ist die Grundgesamtheit Murks, so kann das Zulassungsverfahren keine zielgerichteten Ergebnisse liefern. Das wäre so, als ob man mit einem ausgeklügelten Fragenkatalog zur Hundehaltung lediglich Katzenhalter befragte.

Zudem muss sich die Universität jederzeit darüber im Klaren sein, wer denn eigentlich mithilfe des Selektionsprozesses zu den Erwählten gekürt werden soll: Möchte sie die fachlich Leistungsstärksten, die älteren Ausbildungsabsolventen oder die egozentrischen Blender? Und im gleichen Zug muss auch die Gegenfrage gestellt werden: Wer wird denn herausgefiltert durch das uni-interne Auswahlverfahren, die Ruhigen vielleicht, die Selbstreflektierten?

Sinnvoller Prüfungsmix

Gerade diese Punkte, die sozusagen vor dem eigentlichen Zulassungsverfahren liegen, sollten hier kurz angerissen werden, weil sie so leicht ignoriert werden und doch so maßgeblich sind. Welche weiteren Gütekriterien im Test selbst dann eine Rolle spielen, beschreibt Melanie Krause an anderer Stelle ausführlich (siehe Seite 10-11). Das wird meines Erachtens in Hannover sinnvoll umgesetzt. Denn der bestehende Mix aus formaler Auswahl, schriftlichen Tests und persönlichen Gesprächen unter Einbeziehung externer Beisitzer kann durchaus ein umfassendes Bild der einzelnen Bewerber ergeben und so die Auswahl vernünftig steuern.

Ich schließe also die Personalakte mit einem grundsätzlich positivem Fazit – doch just vor dem letzten Punkt erblickt der zweifelnde Gedanke das Zwielficht meines Bewusstseins, dass hier ein Zugelassener eine Zulassung anhand der nach der Zulassung erworbenen Kriterien beschreibt... erkenntnistheoretisch wahrlich nicht sehr erbaulich. ♦



Jeder Zehnte kommt durch

„Ich habe schon immer gerne geschrieben“ und „bin fleißig und zielstrebig“, so lauten häufig die ersten Begründungen für die Bewerbung am neuen Wiener FH-Studiengang Journalismus. Seit dem Wintersemester 2003 kann an der Fachhochschule der Wirtschaft (FHW) die Spezialisierungsrichtung „Journalismus und Contentproduktion“ oder „Content- und Medienmanagement“ belegt werden. Die Nachfrage ist groß – aus 500 Interessenten muss die Hochschule pro Jahrgang die 55 am besten Geeigneten auswählen. Im österreichischen FH-System wird mit Bedarfsanalysen eine fixe Anzahl von Studienplätzen definiert; die Auswahlmethodik bleibt den Studiengängen weitgehend freigestellt.

Die Kaltenbrunner-Medienberatung, die Aufbau und Entwicklung des Studiengangs leitete (wissenschaftliche Konzeption: Thomas Bauer, Matthias Karmasin), hat auch das Auswahlverfahren konzipiert. Es basiert auf einem Qualifikationsprofil, in dem neben Fach-/ Sach- und Vermittlungskompetenz sowie Sozialqualifikationen besonderer Wert auf Mehrmedialität und die Verschränkung von journalistischem und ökonomischem Wissen gelegt wird. Orientierungshilfen gaben Erfahrungen mit der Nachwuchsrekrutierung über den „Redaktionslehrgang Magazinjournalismus“, dessen Absolventen in führenden Positionen des österreichischen und deutschen Journalismus tätig sind.

Grundlegend für die Konzeption war das Problem, dass nicht die bereits vorhandenen fachspezifischen Fähigkeiten, sondern die Potenziale eines Bewerbers – sei er Abiturient, Studienabbrecher oder an einem zweiten Bildungsweg interessiert – eingeschätzt werden sollten. Dazu haben wir einen Kriterienkatalog entwickelt, der in 16 unterschiedlich gewichteten Kategorien die Bewertung von Vorwissen, Argumentationsfähigkeit und der Fähigkeit zu strukturiertem Denken, von Kreativität und Interesse am Zeitgeschehen sowie von organisatorischer und ökonomischer Begabung ermöglicht. Nicht zuletzt fließen Ausdrucksfähigkeit und Stil sowie Fleiß und Zielstrebigkeit in die Bewertung ein.

**Der Andrang
am neuen Wiener
Studiengang
Journalismus
erfordert ein neues
Auswahlverfahren**

Das Verfahren selbst muss zügig abgewickelt werden: Nach Anmeldung und Prüfung der formalen Zugangsvoraussetzungen haben alle Bewerber Textproben sowie einen nicht-tabellarischen Lebenslauf einzusenden. Mehrere eingeschulte Gutachter beurteilen diese Texte. Die 150 am ehesten geeigneten Bewerber werden zu einem eintägigen Assessment-Center geladen, in dem sie sich bei einem allgemeinen Wissenstest und zwei schriftlichen Aufgaben sowie vor vier Experten aus verschiedenen Bereichen bewähren müssen. Die Mischung der Assessoren und Gutachter macht die Schwierigkeit wie die Qualität des Verfahrens aus: Erfahrene Publizistik-Professoren sitzen hier neben neuen Lektorinnen des Studiengangs, die ORF-Direktorin neben dem vielversprechenden Jungredakteur.

Nach der Angleichung der Punktevergabe der verschiedenen Gutachter über Gewichtungskoeffizienten ist die Erstellung eines eindeutigen Rankings letztlich einfach – und wirft doch immer wieder neue Fragen auf, wenn sich etwa gravierende Unterschiede zwischen der Qualität der schriftlichen Arbeiten und mündlichen Bewertungen zeigen. Werden Erklärungen gefunden, etwa wenn nicht-österreichische Bewerber beim Wissenstest schlechter abgeschnitten haben, wird das Verfahren entsprechend justiert.

Begabung für einen Beruf im Medienbereich ist nicht präzise messbar. Doch in einem Verfahren, das für ein klar definiertes Qualifikationsprofil auswählt, kann eine Beurteilung erfolgen, die nachvollziehbar und transparent ist. Der große Planungs- und Organisationsaufwand wird durch das Ergebnis gerechtfertigt. Das zeigt bereits der erste Jahrgang des Studiengangs. Er hat eine sehr niedrige Drop-Out-Quote (nur 2 Studierende von 55 gaben auf) und vor allem eine kritische, aufgeweckte und überdurchschnittlich interessierte Studentengruppe, die sich bereits in der Praxis zu bewähren beginnt. Wenn das Aufnahmeverfahren gut ist, ist das die halbe Miete des Erfolgs. Für die Studierenden und für die Hochschule selbst.

ANDY KALTENBRUNNER/DANIELA KRAUS

DE
BATE
TE

Andy Kaltenbrunner und Daniela Kraus arbeiten als Medienberater in Wien und leiteten den Aufbau des Studiengangs Journalismus

In der Praxis bewährt

Komplexes Verfahren in Hannover bietet große Vorteile VON MELANIE KRAUSE

DEBATE

Melanie Krause ist Büroleiterin einer Planungsagentur in Hannover. Bis zum Sommersemester 2004 arbeitete sie als wissenschaftliche Mitarbeiterin am IJK

Am Institut für Journalistik und Kommunikationsforschung (IJK) in Hannover werden zu jedem Wintersemester etwa 30 Studenten für den Bachelor-Studiengang Medienmanagement zugelassen. Institutionell der Hochschule für Musik und Theater zugehörig, führt das Institut schon seit zehn Jahren eine Aufnahmeprüfung durch. Damit hängt die Zulassung nicht allein von den schulischen Leistungen der Bewerber, sondern auch von stärker qualitativen Parametern wie z. B. der Affinität zum Studienfach ab. Aus unserer Sicht birgt die Aufnahmeprüfung für einen kommunikationswissenschaftlichen Studiengang vor allem zwei große Vorteile:

- **Chancen für Praxis-Erfahrene:** Würde die Zulassung zum Studiengang Medienmanagement ausschließlich über ein Numerus-Clausus-Verfahren geregelt, so läge der NC bei Jahrgangsgrößen von etwa 30 Studierenden mit Sicherheit immer im oberen 1er-Bereich. Schon Bewerber mit einer Hochschulzugangsberechtigung von 2,0 hätten praktisch keine Chance mehr. Diese Notenhürde umgehen wir gezielt über das komplexe Aufnahmeverfahren. Wir eröffnen damit sehr interessierten und engagierten Studienbewerbern mit schwächeren Durchschnittsnoten, die unter Umständen schon praktische Erfahrungen (Projekte, Praktika, Ausbildung etc.) im Medienbereich gesammelt haben, die Chance auf einen Studienplatz.

- **Geringe Studienabbrecher-Quote:** Über das Zulassungsverfahren wird zudem geprüft, ob die Bewerber wirklich verstanden haben, was sie in Hannover erwartet bzw. ob das Studium tatsächlich ihren Interessen entspricht. Abbrecherquoten, wie sie aus anderen Studiengängen be-

kannt sind, würden bei uns schnell zu verwaisten Hörsälen und Seminarräumen führen. Deshalb besteht am IJK die Möglichkeit, mit Studienanwärtern, die „irgendwas mit Medien“ machen möchten, „Journalismus“ als Berufswunsch angeben, als größte Leidenschaft die „Film-analyse“ benennen oder „erstmal irgendwas anfangen“ wollen, bereits im Vorfeld den kritischen Dialog anzustoßen.

Wie läuft nun das Aufnahmeverfahren im Einzelnen ab?

- **Die Bewerbung:** Bis zum 15. Juni eines jeden Jahres müssen sich die Studienanwärter mit dem Abiturzeugnis, einem klassischen Bewerbungsanschreiben, einem Lebenslauf sowie einem Bildungsbericht am IJK bewerben. Diese Unterlagen bewertet die Prüfungskommission nach folgenden Kriterien:

Abiturleistungen in den Fächern Deutsch, Mathematik und Politik (Gesellschaftskunde o. Ä.): Gewertet werden alle erbrachten Leistungen in den Fächern Deutsch, Mathematik und Politik, die in die Abiturnote ein-

fließen. Eine durchschnittliche Note bis 1,5 in diesen drei Fächern ergibt für den Bewerber drei Punkte, für eine Durchschnittsnote bis 2,5 werden zwei Punkte vergeben, und eine Note bis 3,5 bringt einen Punkt. Wenn die Durchschnittsnote schlechter als 3,5 ist, scheidet der Bewerber aus dem weiteren Aufnahmeverfahren aus.

Affinität zum Studiengang: Mit dem Bewerbungsanschreiben, dem Lebenslauf und dem maximal dreiseitigen Bildungsbericht belegen die Bewerber ihre Affinität zum Studiengang und stellen

Beispielaufgabe Deutsch

Bitte geben Sie für folgende Fremdwörter jeweils ein deutsches Synonym an, oder umschreiben Sie den Begriff mit einer treffenden Erklärung:

- exaltiert
- Vernissage
- räsonieren
- generieren

Beispielaufgaben Englisch

1) Synonyms. Circle the letter of the word or phrase closest in meaning to the given word.

surveillance:

- connection
- illegal harassment
- probation
- official watching

2) Put in the right preposition: BY, IN, ON or WITH:

- These photographs were taken _____ a friend of mine.

gegebenenfalls ihre bisherigen praktischen Erfahrungen durch Projekte, Praktika oder Berufsausbildung dar. Bewerber, die hierfür keinen Punkt erhalten, scheiden ebenfalls aus.

Wertung: Sowohl für die Abiturleistungen in den drei genannten Fächern als auch für die dargestellte Affinität zum Studiengang sind jeweils bis zu drei Punkte zu vergeben, so dass Bewerber insgesamt maximal sechs Punkte erreichen können. Ab vier Punkten werden sie zum Aufnahmetest eingeladen.

• **Der Aufnahmetest:** An zwei oder drei Tagen im Juli findet der eigentliche Aufnahmetest am Institut statt. Dazu reisen die Bewerber an einem dieser Tage nach Hannover. Die Prüfung besteht aus einem schriftlichen und einem mündlichen Teil. Im Aufnahmetest werden folgende Qualifikationen überprüft:

- das sprachliche Ausdrucksvermögen;
- die Auffassungsgabe;
- das Abstraktionsvermögen;
- die Fähigkeit und Neigung, mit Zahlen, Tabellen und Grafiken umzugehen;
- das Interesse an politischen und kulturellen Entwicklungen;
- Englischkenntnisse.

Schriftliche Prüfung: Der schriftliche Teil besteht aus vier Einzeltests in den Bereichen Wissen, Mathematik, Deutsch und Englisch. Die Bewerber müssen Ergebnisse und Untersuchungsmethoden der Sozialforschung beurteilen oder logische Fehler in Behauptungen und Schlussfolge-

rungen aufspüren. Sie sollen ihre mathematischen Fähigkeiten beweisen, Untersuchungsmethoden und Forschungsergebnisse sprachlich umsetzen sowie ihr Wissen in den Bereichen Politik, Massenmedien und Kultur dokumentieren.

Mündliche Prüfung: Die mündliche Prüfung findet als Gespräch von jeweils drei Studienbewerbern mit drei Mitgliedern der Prüfungskommission statt. Die Bewerber werden hier nach ihrer Motivation für ein Studium am IJK, ihren Berufsvorstellungen etc. befragt. Um in dieser Prüfungsphase auch die Anforderungen des Arbeitsmarktes sinnvoll zu berücksichtigen, ist in jedem Jahr ein bereits berufserfahrener IJK-Absolvent Mitglied der Kommission. Die drei Prüfer bewerten das Gespräch mit jeweils null bis zehn Punkten und ermitteln den Durchschnittswert.

Wertung: Am Ende wird ein Ranking der Studienbewerber erstellt, in das schriftlicher und mündlicher Test im Verhältnis 2:1 eingehen.

Niedrige Studienabbrecherquoten und ein hohes Leistungsniveau zeugen aus unserer Sicht davon, dass das Aufnahmeverfahren sich in der Praxis ausgezeichnet bewährt hat. ♦

DEBATE



Beispielaufgaben Wissen

- 1) Welcher Journalist, der auch als Moderator der Talkshow „3 nach 9“ arbeitet, wird im August Chefredakteur der Wochenzeitung „Die Zeit“?
- 2) Neun Länder haben mit Deutschland eine Grenze. Nennen Sie diese Länder!

Beispielaufgaben Mathematik

- 1) Ein Student besitzt 12 verschiedene CDs. In wie vielen verschiedenen Reihenfolgen kann er sie sich anhören, unter der Voraussetzung, dass er jede CD nur einmal anhört? (1 Punkt)
- 2) Frauen und Männer wurden danach befragt, ob sie ein hohes oder niedriges Einkommen (EK) haben und welche Art von Studium sie absolviert haben. Kann man aufgrund folgender Statistik für die befragten Personen behaupten, dass Frauen hinsichtlich ihres Verdienstes auf dem Arbeitsmarkt finanziell benachteiligt würden? Begründen Sie Ihre Antwort! (2 Punkte)

	Frauen		Männer	
	geisteswiss. Studium	naturwiss. Studium	geisteswiss. Studium	naturwiss. Studium
niedriges EK	49	4	30	18
hohes EK	11	21	6	86

Anmerkung: In der Tabelle ist jeweils die Anzahl der Personen angegeben.

Doch kein Popstar geworden

15 Fragen an Constanze Rossmann

1 **Erinnern Sie sich noch daran, was Sie zu Beginn Ihres Studiums von der Kommunikationswissenschaft erwarteten?**

Ja, ich bin mit genau derselben Erwartung in das Studium gegangen wie die meisten Studierenden im ersten Semester: Nachdem ich schon beim Fernsehen gearbeitet hatte, wollte ich, dass mich mein Studium auf einen Beruf in den Medien vorbereitet.

2 **Haben sich diese Erwartungen erfüllt?**

Dadurch, dass der Hörfunk-Ausbildungskanal M94,5 während des Studiums in den Räumen unseres Instituts hochgezogen wurde, konnte ich verschiedene Aufgaben im Hörfunk spielerisch kennen lernen. Insofern hat sich die Erwartung, Praktisches zu lernen, durchaus bestätigt. Vor allem hat mich das Fach aber mit vielen interessanten Aspekten überrascht, die ich nicht erwartet hatte, so dass die Praxisnähe letztlich in den Hintergrund gerückt ist.

3 **Wer oder was in der Kommunikationswissenschaft hat Sie besonders motiviert, vorangebracht oder fasziniert?**

Wendepunkt während meines Studiums war ein Tag der offenen Tür, an dem einige wissenschaftliche Mitarbeiter des Instituts ihre aktuellen Forschungsprojekte vorstellten. Da habe ich wohl erst kapiert, worum es geht und dass das richtig spannend ist, was man in der Forschung machen kann. Danach bin ich über diverse Hilfskraftstellen ins Fach hineingewachsen und nach wie vor fasziniert von den Möglichkeiten, die das Fach und die Forschung bieten.

4 **Ist da auch etwas, das Sie gelangweilt, erschreckt oder gar abgestoßen hat?**

„Erschreckt“ oder „abgestoßen“ wäre zu hart ausgedrückt. Durchaus schwer fand ich es anfangs jedoch, mit dem Leistungs- und Erfolgsdruck umzugehen – vor allem vor dem Hinter-

grund, dass das so schnell nicht aufhört, wenn man die wissenschaftliche Laufbahn weiter verfolgen will. Doch letztlich ist man davor auch außerhalb der Uni nicht gefeit. Von daher siegt das, was mehr Spaß macht: die Wissenschaft.

5 **Was empfinden Sie im langen Prozess Ihrer akademischen Qualifikation (Promotion, Habilitation, Berufungsverfahren) als lästig, überflüssig oder unzumutbar?**

Was mich über die letzten Monate hinweg recht müde gemacht hat, sind die zunehmend schlechter werdenden Bedingungen für die Universitäten generell und den wissenschaftlichen Nachwuchs im Besonderen. Man muss ohnehin schon ein Idealist sein, wenn man die berühmte „halbe Promotionsstelle“ antritt. Bisher konnte man sich mit der Aussicht auf spätere Möglichkeiten an der Uni motivieren. Das geht zunehmend verloren: erst Abschaffung der C1-Stellen, dann die drastischen Kürzungsmaßnahmen, Umwandlung von C- in W-Besoldung, Erhöhung des Lehrdeputats usw. Da soll man noch das Gefühl haben, dass das, was wir an den Universitäten leisten, anerkannt wird? Sehr frustrierend, finde ich.

6 **Haben Sie hartnäckig wiederkehrende berufliche Träume?**

Da ich ja nebenbei sehr viel Musik mache und in verschiedenen Bands spiele, träume ich natürlich immer noch davon, einmal Popstar zu werden.

7 **Was würden Sie als Wissenschaftsministerin Ihres Landes sofort ändern?**

Ich würde mich gegen die Einführung des BA-Abschlusses stellen. Alle müssen, aber keiner will. Das Hauptargument der Internationalisierung greift nicht, weil der Abschluss im Ausland letztlich nicht anerkannt ist. Leider führt der BA dazu, dass Studierende und Lehrende in ein verschultes Korsett gezwängt werden. Außerdem bleibt in den Kursen wie in den verkürzten Abschlussarbeiten nicht genug Platz mehr für fundierte Forschungsprojekte. Fraglich bleibt auch, ob die BA-Absolventen in der Wirtschaft anerkannt werden, wenn sie im Studium kaum mehr lernen, sich selbst zu organisieren.



Constanze Rossmann ist Wissenschaftliche Mitarbeiterin am Institut für Kommunikationswissenschaft und Medienforschung der Ludwig-Maximilians-Universität München

8 Wenden sich Kommunikationswissenschaft und verwandte Disziplinen in Forschung und Theoriebildung den entscheidenden Themen zu?

Als eine Vertreterin des „Netzwerks Medien und Gesundheitskommunikation“ muss ich betonen, dass es die Kommunikationswissenschaft in unserem Land lange versäumt hat, sich ausreichend mit diesem Thema auseinander zu setzen. Anders als in den USA haben wir das Feld bisher anderen Disziplinen überlassen. Gerade die letztjährige Tagung des Netzwerks hat gezeigt, dass wir maßgeblich zu dem Thema beitragen können. Abgesehen davon habe ich im Moment das Gefühl, dass es uns an einer systematischen Aufarbeitung der neueren Forschung mangelt. Leider werden relevante Befunde, die zu einer Differenzierung der Theorien beitragen könnten, häufig zu wenig aufeinander bezogen und aufgearbeitet. In dem Punkt möchte ich für mehr systematisierende und resümierende Arbeiten plädieren.

9 Wie beurteilen Sie den Auftritt verschiedener inhaltlicher und methodischer Richtungen im Fach und den Umgang miteinander?

Ich bin zuversichtlich, dass wir – gerade in der jüngeren Generation – auf einem guten Weg sind, die unterschiedlichen Sichtweisen besser zu verzahnen bzw. dort, wo dies unsinnig ist, sich ohne Animositäten zu akzeptieren. Was mich ärgert, sind die Animositäten zwischen den Fächern bzw. die Ignoranz anderer Fächer der KW gegenüber. Wenn es darum geht, die Dinge, die uns umgeben, bestmöglich erklären zu wollen, also um den wissenschaftlichen Grundgedanken, dürfen Fächergrenzen keine Bedeutung haben.

10 Gelingt es dem Fach, sich als „nützliche Wissenschaft“ in Medienpraxis und Gesellschaft Gehör zu verschaffen?

Genauso wie wir anderen Fächern gegenüber Akzeptanzprobleme haben, ist das in Medienpraxis und Gesellschaft auch. Dabei liegt es aber einfach auch an uns selbst, der Öffentlichkeit Forschungsergebnisse, die gesellschaftlich relevant sein könnten, besser zu unterbreiten. Erfahrungsgemäß ist das Interesse sehr groß, sobald es einem gelungen ist, sich in anderen gesellschaftlichen Gruppen Gehör zu verschaffen. Initiativen wie der DGPK-Newsletter sollten deutlich verstärkt werden, sonst erwecken wir am Ende den Eindruck, uns selbst zu genügen.

11 Ist die Kommunikationswissenschaft eine kommunikative Wissenschaft?

In der Praxis sicher zu wenig, theoretisch aber eignen sich unsere Inhalte deutlich mehr als die anderer Fächer (z. B. Physik oder Chemie), sie einem breiten Publikum zugänglich zu machen. Das ist ja gerade das Reizvolle: Wir dürfen uns mit Dingen beschäftigen, die dem Alltag des Mediennutzers entspringen – also mit Dingen, bei denen auch jeder mitreden kann.

12 Welchen Kongress wollten Sie immer schon einmal organisieren?

Eine Tagung zur Gesundheitskommunikation, aber das haben wir ja letztes Jahr gemacht und planen es auch wieder für 2005. Abgesehen davon fände ich es spannend, wenn es kleinere Tagungen gäbe, die sich nur mit einer der Theorien unseres Fachs beschäftigen, um so zu einer Aufarbeitung der neueren Forschung und Systematisierung der Studien beizutragen.

13 Und welches Buch werden Sie irgendwann einmal schreiben?

Abgesehen von meiner Doktorarbeit, einer Systematisierung der neueren Forschung zur Kultivierung mit Schwerpunkt auf den psychologischen Informationsverarbeitungsprozessen, habe ich darüber noch nicht weiter nachgedacht.

14 Welche Projekte beschäftigen Sie zurzeit?

Zurzeit sitzen wir noch am Projektbericht unserer Studie zum Einfluss des Fernsehens auf die Einstellung zu Schönheitsoperationen – glücklicherweise ein Thema, das durch zahlreiche aktuelle Sendungen gerade hochrelevant ist. Ansonsten werde ich mich in nächster Zeit etwas einschränken, um meine Doktorarbeit zu schreiben.

15 Gibt es Momente, in denen Sie die Wörter „Kommunikation“, „Medien“ und „Wissenschaft“ nicht mehr hören können? Was tun Sie dann, um sich zu erholen?

Klar, aber durch meinen „Nebenjob“ Musik fällt es nicht schwer abzuschalten. Ansonsten ist es auch hilfreich, einfach das zu tun, worüber ich dann nicht mehr nachdenken will: fernsehen. ♦

Den „Fragebogen“ beantworteten jüngere Wissenschaftler in der DGPK



Wenn es darum geht, die Dinge, die uns umgeben, zu erklären, dürfen Fächergrenzen keine Bedeutung haben



Im „Gruppenbild“ präsentieren die Fachgruppen der DGPuK ihr Selbstverständnis und ihre Anliegen



C v K

Das sind doch die Computer-Fuzzis...

Am 17. Mai 1996 fand die konstituierende Sitzung der Fachgruppe „Computervermittelte Kommunikation“ (CvK) statt – damals trug sie noch den Namen „Computervermittelte öffentliche Kommunikation“. 13 Kollegen unterschiedlichster Couleur waren dabei, darunter empirische Rezeptionsforscher, Philosophen, Journalismus- und Medienwissenschaftler. Das

Protokoll vermerkt: „Die Arbeitsgruppe arbeitet medien-spezifisch und damit teildisziplin-übergreifend. (...) Damit steht die AG quer zu den anderen Arbeitsgruppen der DGPuK.“

Das beschreibt bis heute den Charakter der Fachgruppe: Sie ist die Einzige in der DGPuK, die sich einerseits explizit auf bestimmte technische Medien – Internet und zunehmend Mobilfunknetze – beschränkt und andererseits thematisch völlig offen ist. So bildet die Gruppe die Kommunikationswissenschaft im Kleinen ab. Alle Abgrenzungsprobleme gegenüber anderen Disziplinen und die Frage, wie sich „Massenkommunikation“ oder „Öffentlichkeit“ als konstituierende Konzepte definieren lassen, betreffen unmittelbar auch die FG CvK. Das ließ sich an der langjährigen Debatte ablesen, ob sie nun ein „öffentlich“ im Namen tragen sollte oder nicht. Am besten lässt es sich freilich in den vielfarbigen und diskussionsfreudigen FG-Tagungen erfahren, aus denen heraus in acht Jahren immerhin fünf Tagungsbände – drei davon monothematisch – entstanden sind.

Die zunehmende Beschäftigung anderer Fachgruppen mit computervermittelter Kommunikation ließ in den letzten Jahren die Frage aufkommen, was denn nun der „unique selling point“ der Gruppe innerhalb des Faches sei. Noch etwas fiel auf: Trotz der stattlichen Mitgliederzahl von 116 Personen waren viele Fachgruppen-Tagungen nur mittelmäßig besucht. Ist

die FG CvK für viele DGPuK-Mitglieder nur eine Zweit- oder gar Drittgruppe? Um diese und andere Fragen zu klären, fand letztes Jahr eine zweitägige Klausurtagung in Erfurt statt.

Nach dem damals entstandenen Selbstverständnispapier umfasst CvK „alle Formen der interpersonalen, gruppenbezogenen und öffentlichen Kommunikation, die offline oder online über Computer(netze) und digitale Endgeräte erfolgen“. Als erkenntnisleitend wurden drei Perspektiven identifiziert: (1) *Innovation*: Der Fachgruppe geht es um die Erforschung des Wandels sozialer Kommunikation, der seinen Ausdruck in neuen Anwendungen und Gebrauchsweisen sowie Institutionalisierungen von Medien und Medienangeboten findet. (2) *Integration und Differenzierung*: Besondere Aufmerksamkeit verdienen die Wechselwirkungen medialer Innovationen mit anderen Medien; das schließt interpersonale Kommunikation ein. (3) *Vernetzung*: Lineare, z. T. unidirektionale Strukturen und Prozesse werden zunehmend ergänzt durch rückgekoppelte, selektive, interaktive und reflexive Kommunikationsformen.

Die Fachgruppe befasst sich also mit sämtlichen Phänomenen und Entwicklungen öffentlicher Kommunikation, soweit sie zumindest teilweise über Computer(netze) und digitale Endgeräte erfolgen. Dabei wird deutlich: Digitalisierung und computervermittelte Kommunikation folgen keiner separaten Entwicklung, die man „aus sich heraus“ verstehen kann. Sie sind wesentlicher Teil und Motor des gesamten Mediensystems. Um den medienübergreifenden Ansatz, die thematische und methodische Offenheit der Fachgruppe zu unterstreichen, findet 2005 eine gemeinsame Tagung mit der FG Medienökonomie statt. Für 2007 ist eine Kooperation mit der FG Journalismusforschung geplant.

Um schließlich mit einem alten Vorurteil aufzuräumen: Die Fachgruppe ist keine Ansammlung von Technikfreaks oder Computer-Fuzzis, die unter sich bleiben wollen. Was könnte das besser unterstreichen als der Umstand, dass fast jedes Gründungsmitglied von 1996 mittlerweile eine Professur hat?

WOLFGANG SCHWEIGER

Fachgruppe Journalistik und Journalismusforschung

„Journalism Research in an Era of Globalization“, 2.-4. Juli 2004, Erfurt

Mitveranstalter: Technische Universität Ilmenau (Organisation: Klaus-Dieter Altmeyen), Indiana University Bloomington (USA), School of Journalism (Organisation: David Weaver), DGPUK

Teilnehmerzahl: 75

Anzahl der eingereichten Abstracts: 4

Ablehnungsquote: 25 %

Tagungsfazit:

Die Welt wird größer, auch für deutsche Kommunikationswissenschaftler. In der ICA wurde die „Journalism Studies Interest Group“ gegründet, die DGPUK hat einen Leitfaden zur Internationalisierung herausgegeben, und die FG Journalistik veranstaltete eine internationale Fachtagung. Während die Bereitschaft der deutschen Wissenschaftler, ihre Forschung auf internationaler Ebene zu diskutieren, noch verhalten ist, waren die internationalen Gäste sehr an einem Austausch über den Journalismus der Zukunft interessiert. „Everybody is a journalist“, lautete die provokante These von John Hartley, denn Zugang und Publikation von Informationen seien nun frei für jeden. „Johnny Sixpack is as well a journalist as a miracle healer is a doctor“, hielt Stephan Ruß-Mohl dagegen, der die professionellen Qualitätsstandards betonte. Wie auch immer der Journalismus im globalisierten Zeitalter aussehen wird – der Berufsmythos bleibt, zumindest für Mark Deuze, zeitlos: „Coffee! You can sleep when you are dead!“

SONJA KRETZSCHMAR

Weitere Informationen zur Tagung: <http://www-ifmk.tu-ilmenau.de/dgpuk/journalistik/index.html>

Gesundheitskommunikation

Impulse für die Praxis

Medieninhalte können nicht nur das Wissen um die eigene Gesundheit, sondern auch gesundheitsrelevante Verhaltensweisen maßgeblich beeinflussen. Für alle, die entsprechende Informationen bereitstellen, ist das Wissen um Struktur und Wirkungen gesundheitsrelevanter Botschaften und um die Möglichkeiten ihrer kommunikativen Verbesserung daher von Bedeutung.

Am 19. Oktober 2004 veranstaltet das Netzwerk Medien und Gesundheitskommunikation gemeinsam mit der Landesvereinigung für Gesundheit Niedersachsen e. V. in Hannover eine weitere Tagung zum Themenfeld „Medien und Gesundheit“. Ziel des Treffens ist es, einen Austausch zwischen Kommunikationswissenschaftlern und Vertre-

tern der Gesundheitsförderung anzuregen. Folgende Fragen stehen im Mittelpunkt: Wie gelangen gesundheitsrelevante Vorstellungen und Gesundheitswissen – gewollt oder ungewollt – an das Publikum? Welche Rolle spielen welche Medien dabei? Wie kann mediale Gesundheitskommunikation in der Gesundheitsförderung nutzbar gemacht werden?

Unterstützt wird die Tagung von der Bertelsmann Stiftung, der Stiftung Leben und Umwelt, der Bundeszentrale für gesundheitliche Aufklärung sowie Kommunikationskultur e.V. **EB**

Kontakt: lv-gesundheit.nds@t-online.de, **Internet:** www.gesundheit-nds.de sowie www.netzwerk-gesundheitskommunikation.de

K a l e n d e r

Oktober

Internationales Symposium:
„Campaigning for Europe. Parties, Campaigns, Mass Media and the European Parliamentary Elections“, 1.-3. 10. 2004, Landau

Fachgruppe Medienpädagogik:
„Interkulturalität“, 15.-16. 10. 2004, München

Fachgruppe Soziologie der Medienkommunikation:
„Theorien der Kommunikationswissenschaft: Bestandsaufnahme und Diskussion“, 21.-23. 10. 2004, Erfurt

November

Fachgruppe Visuelle Kommunikation:
„Visueller Journalismus“, 19.-20. 11. 2004, Mainz

Fachgruppe Medienökonomie:
„Werbung und Medien“, 19.-20. 11. 2004, Jena

Januar

Fachgruppe Kommunikationsgeschichte:
„Medien- und kommunikationsgeschichtliche Quellen im Internet“, 14.-15. 1. 2005, Wiesbaden

Fachgruppe Rezeptionsforschung:
„Rezeption und Wirkung von Unterhaltungsangeboten in den Medien“, 28.-29. 1. 2005, Zürich

Nachrichten & Personalien

Prof. Dr. Peter Szyszka hat einen Ruf an die FH Winterthur erhalten und angenommen. Er lehrt dort angewandte Medienwissenschaft.

Dr. Monika Suckfüll hat sich an der Friedrich-Schiller-Universität Jena im Fach Kommunikationswissenschaft habilitiert.

Dr. René Weber (z. Zt. Annenberg School for Communication in Los Angeles) tritt im Januar 2005 eine Tenure-Track-Professur für Mass Communication/Telecommunication an der Michigan State University in Lansing/USA an.

Das **Journalisten-Kolleg der Freien Universität Berlin** schreibt zum siebten Mal Fellowships für Journalistinnen und Journalisten aus ganz Europa sowie den USA aus. Die Teilnehmer können zwei Semester lang aus dem Redak-

tionsalltag aussteigen und ein Studienjahr in Berlin verbringen. Bewerbungsschluss ist der 31. Oktober 2004. Informationen und Bewerbungsunterlagen: www.ejf.fu-berlin.de.

Dr. Jörg Tropp hat sich an der Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg habilitiert und die Venia legendi für Medien- und Kommunikationswissenschaft erhalten.

Erfolgsfaktoren der Selbstregulierung von Medien haben Publizistik- und Rechtswissenschaftler der **Universität Zürich** untersucht. Die Ergebnisse des internationalen Vergleichs sind im Internet nachzulesen (www.rwi.unizh.ch/zjk oder www.mediapolicy.unizh.ch).

Dr. Marcel Machill, Professor für Journalistik mit dem Schwerpunkt internationale Mediensysteme an der Universität Leipzig, nimmt im WS 2004/05 die Vertretung des C4-Lehrstuhls „Internationaler Journalismus“ am Institut für Journalistik der Universität Dortmund wahr.

Europäisches Observatorium

An der Universität Lugano ist ein Europäisches Journalismus-Observatorium (EJO) gegründet worden. Das Institut widmet sich der vergleichenden Journalismusforschung und dem Forschungstransfer. Es beobachtet Trends im Journalismus und veröffentlicht dazu regelmäßig Analysen und journalistische Arbeiten, um eine Brücke zwischen Medienforschung und journalistischer Praxis zu schlagen.

In einer Medienwelt, die durch rasche Umbrüche und extreme Unsicherheit geprägt ist, wächst der Bedarf an unabhängigen Studien, die beobachten, wie Redaktionen und Medienunternehmen mit den Herausforderungen umgehen. Das EJO beschäftigt sich insbesondere mit

- Markttendenzen im Zeitungs-, Zeitschriften- und Online-Journalismus sowie dem Lesermarketing,
- Trends im Journalismus und journalistischen Qualitätsstandards,
- Fragen des Redaktionsmanagements und der redaktionellen Unabhängigkeit sowie
- den Beziehungen zwischen Public Relations und Redaktionen.

Die Analysen sollen in einer europäischen Perspektive erfolgen: Das EJO möchte ein Forum

sein, um Forschungsergebnisse und Erfahrungen aus verschiedenen Ländern zusammenzuführen und zu vergleichen. Es versteht sich damit primär als Dienstleister für Journalisten, Medienmanager und Medienexperten.

Aktivitäten sind auf drei Ebenen vorgesehen:

– Das EJO arbeitet eng mit Zeitungen, Fachzeitschriften und Online-Anbietern zusammen, zunächst in der Schweiz, in Deutschland und in Italien.

– Die wichtigsten journalistischen Beiträge sind vorerst in drei Sprachen (Deutsch, Italienisch und Englisch) auf der Website des EJO (www.ejo.ch) abrufbar.

– Arbeitsergebnisse werden auf Seminaren und Konferenzen einem Fachpublikum vorgestellt und diskutiert.

Für das Observatorium ist Stephan Russ-Mohl verantwortlich. Weitere Informationen für alle, die an der Mitarbeit interessiert sind:

European Journalism Observatory

Via G. Buffi 13

CH 6904 Lugano

tel. +41-91-912 46 78, fax +41-91-912 47 69

e-mail: ejo@lu.unisi.ch

www.ejo.ch

Stefanie Averbeck

I d e e n g e b e r



Stendhal, alias Henry Beyle, 1842 verstorben und Romanisten gut bekannt (anderen vielleicht durch den Wälzer „Rot & Schwarz“, *Le Rouge et le Noir*) hat keine Kommunikationstheorie geschrieben. Niklas Luhmann war kein Kommunikationswissenschaftler, hat aber Stendhals Studie „De l'amour“ (1822) entnehmen können, wie „Liebe“ als „generalisiertes Kommunikationsmedium“ respektive „Passion“ funktioniert. Generalisierte Kommunikationsmedien wiederum (die man auch bei Parsons findet) haben die systemtheoretische Theoriebildung in der Kommunikationswissenschaft inspiriert.

Jean-Jacques Rousseau hält im „Contrat Social“ (1762) schöne Textstellen sowohl zum Beleg für das aufgeklärte, vertrags- und öffentlichkeitsfähige Wesen Mensch als auch für soziale Kontrolle bereit. Honoré de Balzac gilt mit seinen halbfiktiven Beobachtungen über „La Cousine Bette“ (1846) und andere als „erster Soziologe“ unter den Romanciers, gern auch als „Journalist“. Noch deutlicher zeigt 1898 Emile Zolas „J'accuse!“ in der Dreyfus-Affäre die andere Seite dieses bürgerlichen Selbstbewusstseins, das Öffentlichkeit und Privatheit akklamierte und beschrieb...

Literatur- und Journalismusgeschichte verschränken sich, und Romanistikstudenten treffen bisweilen Geistesblitze, wenn sie zwischen der alten Literatur- und Sprachwissenschaft und der neuen „KW“ hin- und herwandern. Für andere Sprachen kann ich hier nicht sprechen, denn die habe ich nicht studiert. Romanistik auch nur im Nebenfach, zum Glück, möchte ich sagen, denn die Entwicklung von Lehnwörtern oder Handlungshöhepunkten haben mich nicht sonderlich interessiert. Der Hauptfächlerin Publizistikwissenschaft erschienen die Werkanalysen zu immanent, zu sehr aus der Biografie der Autoren gearbeitet; viel Text und kein Rezipient (außer mir).

Aber dann waren da noch Semiotik und Pragmatik, die auch etwas über Rezeption sagen konnten... und ja, die Sprache selbst. So kann ich heute französische Kommunikationswissenschaft konsumieren, denn die ist meistens nicht übersetzt.

Andere Wissenschaften sind Ideengeber. Andere Wissenschaften sind aber auch personell, institutionell mit unserer verschränkt, denn die Kommunikationswissenschaft hat sich aus ihnen entwi-

ckelt. Hans Traubs zeitungswissenschaftlicher Ansatz aus den frühen 30-ern etwa basiert auf sprach- und zeichentheoretischen Überlegungen. Er ist heute vergessen. Ebenso verschüttet ist, dass es nicht nur Geschichte und Nationalökonomie waren, die an der Wiege der Zeitungswissenschaft standen, sondern auch die Literatur- und Sprachwissenschaft. Umso mehr in dem Land, mit dessen Sprache und Kultur sich die Romanistik befasst, in Frankreich: Hier ist die Wurzel der heutigen Kommunikationswissenschaft die Literaturwissenschaft, respektive Linguistik. Das heißt aber nicht, dass es im Nachbarland dato keine kommunikationshistorischen und -soziologischen Zweige gebe. Übrigens gilt der deutsche Romanist Hans Robert Jauss mit seiner Rezeptionsästhetik den französischen *Sciences de l'information et de la communication* (SIC) als Ideengeber, während Niklas Luhmann bis heute kaum Interesse findet; dafür aber Jürgen Habermas als Erbe der Aufklärungsphilosophie und der Frankfurter Schule, nicht zu reden von Walter Benjamin als – sozusagen – Pendlers zwischen Medien und Literatur.

In Deutschland hat sich aus der Literaturwissenschaft eine Medienwissenschaft entwickelt, auch aus der Romanistik heraus. In Frankreich gibt es sie (so) gar nicht, denn die SIC umschließen sie – schließlich emanzipierten sie sich selbst in den 70er Jahren aus der Literaturwissenschaft. Und die im deutschsprachigen Raum jüngst rezipierte „Mediologie“ des schillernden Régis Debray versteht sich nicht als Medien-, sondern als Kulturwissenschaft, will gar eine neue Leitdisziplin sein (was den SIC wiederum nicht zupass kommt...).

Grabenkämpfe allerorten, doch ich meine, die Entgrenzung zwischen Disziplinen und Nationen ist zu wagen, und zwar sowohl erkenntnistheoretisch wie wissenschaftshistorisch – dann begreift man auch, wie die „Inter-/Transdisziplin“ Kommunikationswissenschaft entstanden ist, welche (internationalen) Impulse wann und wie in welchem Land relevant waren. Entgrenzung erfordert aber auch Begrenzung: Was ist das Formalobjekt der Kommunikationswissenschaft? Dies gilt es mit Blick auf ihre (interdisziplinäre und internationale) Geschichte auch künftig zu hinterfragen.

Dr. Stefanie Averbeck ist wissenschaftliche Assistentin am Lehrstuhl für Historische und Systematische Kommunikationswissenschaft des Instituts für Kommunikations- und Medienwissenschaft an der Universität Leipzig

In „Zwischen-Prüfung“ wagen „Avi-so“-Autoren – mit variablem Ironiegehalt – den interdisziplinären Blick. Was steht uns nah, was bleibt uns fremd in anderen wissenschaftlichen Fächern?

Tiefendimension

Seminar zu Hörfunknachrichten kombiniert Theorie und Praxis neu

Es gehört zu den didaktischen Herausforderungen, Theorie zu vermitteln, denn Theorien abstrahieren von konkreten Sachverhalten, sind also weniger erfahrbar und deshalb intellektuell schwerer zugänglich. Die meisten Lehrveranstaltungen funktionieren dennoch auf der Basis der Trennung von Theorie und Praxis. Wir haben im Wintersemester 2003/04 an der Universität Münster versucht, in einem Proseminar zu „Redaktionsforschung und Redaktionspraxis“ beide Aspekte zu integrieren und zudem diese Integration systematisch (empirisch) zu untersuchen.

Das Seminar beschäftigte sich mit der Nachrichtenselektion und Nachrichtenaufbereitung im Hörfunk. Dazu hielten die Studierenden zunächst – wie üblich – einige theoretische Referate zur Nachrichtenwertforschung, Gatekeeperforschung, aber auch zu einem ungewöhnlichen Ansatz von Stefan Frerichs, der Chaostheorie und Konstruktivismus auf die Auswahl und Produktion von Nachrichten anwendet. Darüber hinaus wurden die Teilnehmer in einige praktische Regeln des Hörfunkjournalismus (Formulieren, Sprechen usw.) eingeführt.

Im praktischen Teil produzierten die Seminarteilnehmer in drei Gruppen jeweils eine Nachrichtensendung für den Hörfunk. Dazu hatten sie zwei Stunden Zeit, innerhalb derer sie die wichtigsten dpa-Meldungen vom Tage auswählten, eine Redaktionskonferenz abhielten und die Agenturnachrichten für eine gedachte Nachrichtensendung im öffentlich-rechtlichen Rundfunk umschrieben.

Zwei Mitglieder jedes Redaktionsteams hatten keine praktischen Aufgaben, sondern beobachteten und protokollierten die Arbeitsabläufe und Rollenverteilungen während der Produktionszeit,

ähnlich wie in einigen Gatekeeperstudien. Abschließend sprach ein Mitglied pro Gruppe die Nachrichten im Studio, die dabei aufgezeichnet wurden. Parallel wurden die Nachrichtensendungen von WDR 5 aufgezeichnet, sodass wir am Ende die eigenproduzierten Nachrichten mit denen des öffentlich-rechtlichen Rundfunks in Auswahl, Inhalt und Sprachverwendung vergleichen konnten.

„Die Inhaltsanalysen ergaben eine überraschend hohe Übereinstimmung der eigenproduzierten Nachrichten mit denen von WDR 5. Daran ließ sich die Funktionsweise der Nachrichtenauswahl verdeutlichen“

Die Beobachtungen zeigten, dass mit unterschiedlichen Strukturen und – zum Teil dadurch bedingt – unterschiedlichen zeitlichen Arbeitsabläufen dennoch ein von der Qualität her vergleichbares Ergebnis bei der Nachrichtenproduktion erzielt wurde. Die drei Gruppen variierten vor allem in der Binnenstruktur von nahezu hierarchiefreien bis zu stark hierarchisch gesteuerten Arbeitsprozessen – und das ohne Vorgaben, sondern allein auf Grund der Selbstorganisation. Die Inhaltsanalysen ergaben eine überraschend hohe Übereinstimmung der eigenproduzierten Nachrichten mit denen von WDR 5. Daran ließ sich die Funktionsweise und das Befolgen handwerklich-professioneller Regeln für die Nachrichtenauswahl und das Schreiben von Meldungen verdeutlichen.

Solche empirischen Kleinstudien sind natürlich methodisch nicht ins Letzte ausgefeilt, weil die Teilnehmer zu unterschiedliche methodische Vorkenntnisse mitbrachten und der Zeitrahmen keine größere Untersuchungsanlage zuließ. Dennoch bekam der Erfahrungsaspekt wissenschaftlicher Forschung eine (unübliche) Tiefendimension, da nicht fremdes sondern eigenes Material und Verhalten analysiert wurde. Der erhebliche organisatorische und personale Aufwand lohnt sich, auch wenn solche Seminare nicht zum Regelfall werden können.

MARION HOLZINGER/ARMIN SCHOLL

Die Folgen der Form

Klaus Krippendorff reflektiert Kommunikationstheorie ethisch

Kommunikationswissenschaftler verwandeln Kommunikation in ein Objekt der Beschreibung und bleiben doch unvermeidlich auf Kommunikation als Instrument der Beschreibung angewiesen. Man kann (auch als scheinbar neutraler Beobachter) seinem eigenen Gegenstand nicht entkommen, kann sich nicht von ihm distanzieren, ihn nicht zur Ruhe bringen und stillstellen, indem man ihn analysiert und klassifiziert. Kommunikation bleibt unvermeidlich – und doch ist es natürlich möglich, sich für oder gegen eine bestimmte Form des kommunikativen Umgangs mit anderen zu entscheiden.

Klaus Krippendorff, Professor an der Annenberg School for Communication (University of Pennsylvania) hat diese Einsicht in die fundamentale Selbstreferenz der eigenen Disziplin zum Ausgangspunkt weitreichender theoretischer und kommunikationsethischer Überlegungen gemacht. In einem Vortrag und einem Workshop auf Einladung des Zentrums für Medienkommunikation der Universität Hamburg diskutierte er im April mit Studierenden und Lehrenden und schließlich einem kleinen Kreis von eingeladenen Kommunikationswissenschaftlern aus Berlin, Bremen, Hamburg und Münster. Deutlich wurde, was es heißt, zirkuläres Denken ernst zu nehmen und programmatisch für die Beschreibung und die Kritik gängiger Kommunikationsmuster zu nutzen.

Idealtypisch unterscheidet Krippendorff *Gespräch*, *Diskurs* und *formale Sprache*. Er geht dabei vom *Gespräch*, der basalen sozialen Einheit von Kommunikation, aus. Diese grenzt er ab von anderen Kommunikationsformen, wie dem stärker regelgeleiteten *Diskurs*, der schon aufgrund eines höheren Grades an Konventionalität weniger individuell ausgestaltbar ist. Das entindividualisierte Extrem bildet in dieser Typologie schließlich die nach dem informationstheoretischen Modell konzipierte *formale Sprache*, die mit exakt definierten, widerspruchsfrei arrangierten Begriffen arbeitet. Der Erfinder oder Anwender formaler Sprache hat keine Möglichkeit, sich sichtbar zu machen, Präsenz zu zeigen. Demgegenüber erfordert ein Gespräch die persönliche Anwesenheit der Beteiligten, die das Gesagte einander direkt zuzurech-

nen vermögen. Diese Kommunikationsform organisiert sich selbst, basiert auf intrinsischer Motivation und nicht auf äußerer Notwendigkeit.

Ein solches, von wechselseitigem Respekt getragenes Miteinander in direkter Interaktion bildet den Maßstab für die kritische Auseinandersetzung mit mehr oder minder trivialen Modellen von Individual- und Massenkommunikation. Welche Folgen, so Klaus Krippendorffs intensiv diskutierte Schlüsselfrage, haben Form und Format von Theorien? Was heißt es für das gesellschaftliche Miteinander, wenn man – aus welchen Gründen auch immer und vielleicht mit besten wissenschaftlichen Absichten – Kommunikationsmodelle entwirft, die Individualität und Autonomie systematisch negieren?

Kommunikation und dann auch (auf einer nächsthöheren Abstraktionsstufe) Kommunikationstheorie kommunikationsethisch zu reflektieren, die eigenen Denkergebnisse zur Selbstanwendung zu bringen, sich als Wissenschaftler nicht zu distanzieren, sondern eher für eine reflektierte Form der Teilnahme zu entscheiden, und dies alles auf einer konstruktivistischen Grundlage – das ist, so wurde deutlich, das faszinierende Gesamtprogramm, um das es Klaus Krippendorff geht. Es ist ein Gesamtprogramm, das die strikte Trennung von Beobachter und Beobachtetem nicht mehr kennt, das zirkuläres Denken nicht mehr als unwissenschaftlich begreift und das ein emphatisches Objektivitätsideal ablehnt.

Im Kern steht ein Wissenschaftsverständnis zur Debatte, das die Theoriebildung mit der Erschaffung erwünschter gesellschaftlicher Wirklichkeiten verknüpft: „Social theories have to be able to enter the lives of those“, so hat Klaus Krippendorff in Hamburg gesagt, „whose practices they describe and enrich their lives.“

BERNHARD PÖRKSEN/ARMIN SCHOLL

„Was heißt es für das gesellschaftliche Miteinander, wenn man – vielleicht mit besten wissenschaftlichen Absichten – Kommunikationsmodelle entwirft, die Individualität und Autonomie systematisch negieren?“

Bleicher, Joan K./Pörksen, Bernhard (Hrsg.): Grenzgänger. Formen des New Journalism. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, 2004, 443 Seiten.

Bonfadelli, Heinz: Medienwirkungsforschung I. Grundlagen und theoretische Perspektiven. 3., überarbeitete Auflage. Konstanz: UTB, 2004, 300 Seiten.

Brösel, Gerrit/Kasperzak, Rainer (Hrsg.): Internationale Rechnungslegung, Prüfung und Analyse. München/Wien: Oldenbourg, 2004, 712 Seiten.

Brösel, Gerrit/Keuper, Frank (Hrsg.): Medienmanagement. München/Wien: Oldenbourg, 2003, 544 Seiten.

Brösel, Gerrit/Keuper, Frank (Hrsg.): Risikomanagement und Risikocontrolling junger Unternehmen in Wachstumsbranchen. Berlin: Logos, 2004, 464 Seiten.

Burkart, Roland/Hömburg, Walter (Hrsg.): Kommunikationstheorien. Ein Textbuch zur Einführung. 3., überarbeitete und erweiterte Auflage. Wien: Braumüller, 2004, 290 Seiten.

Fasel, Christoph: Nutzwertjournalismus. Konstanz: UVK, 2004, 268 Seiten.

Faulstich, Werner (Hrsg.): Grundwissen Medien. 5., vollst. überarbeitete und erweiterte Auflage. Paderborn: W. Fink, 2004, 518 Seiten.

Faulstich, Werner: Medienwissenschaft. Paderborn: W. Fink, 2004, 248 Seiten.

Fischer, Heinz-D./Fischer, Erika J.: Complete Bibliographical Manual of Books about the Pulitzer Prizes 1935-2003. München: Saur, 2004, 416 Seiten.

Friedrichsen, Mike/Schenk, Michael (Hrsg.): Globale Krise der Medienwirtschaft? Dimensionen, Ursachen und Folgen. Baden-Baden: Nomos, 2004, 261 Seiten.

Friedrichsen, Mike/Seufert, Wolfgang (Hrsg.): Effiziente Medienregulierung. Marktdefizite oder Regulierungsdefizite? Baden-Baden: Nomos, 2004, 230 Seiten.

Fröhlich, Romy/Schwenk, Johanna: Traum-beruf Medien? Daten und Fakten zu einem ver-

meintlich frauendominierten Berufsfeld (mit einer Lehr- und Informations-CD-ROM). Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, 2004, 86 Seiten.

Gehrke, Gernot (Hrsg.): Digitale Teilung – Digitale Integration. Perspektiven der Internet-

bücher bücher bücher bücher bücher
bücher bücher bücher bücher bücher
bücher bücher bücher bücher bücher
bücher bücher bücher bücher bücher
bücher bücher bücher bücher bücher

Bücher von DGPUK-Mitgliedern

bücher bücher bücher bücher bücher
bücher bücher bücher bücher bücher
bücher bücher bücher bücher bücher
bücher bücher bücher bücher bücher
bücher bücher bücher bücher bücher

nutzung. München: KoPäd Verlag, 2004, 128 Seiten.

Gertler, Martin (Hrsg.): Kommunikation und Unterhaltung? Aufgabenstellungen der Medien. Baden-Baden: Nomos, 2004, 270 Seiten.

Hans-Bredow-Institut (Hrsg.): Internationales Handbuch Medien 2004/2005. Vollständig aktualisierte 27. Auflage. Baden-Baden: Nomos, 2004, 1200 Seiten.

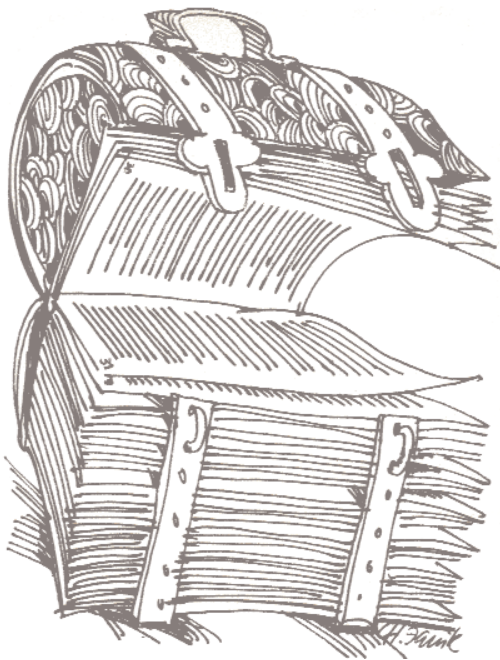
Hasebrink, Uwe/Mikos, Lothar/Prommer, Elisabeth (Hrsg.): Mediennutzung in konvergierenden Medienumgebungen. München: Fischer, 2004, 350 Seiten.

Huck, Simone: Public Relations ohne Grenzen? Eine explorative Analyse der Beziehung zwischen Kultur und Öffentlichkeitsarbeit von Unternehmen. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, 2004, 322 Seiten.

Kessler, Frank/Lenk, Sabine/Loiperdinger, Martin (Hrsg.): KINtop. Jahrbuch zur Erfor-

schung des frühen Films, Band 12: Theorien zum frühen Kino. Frankfurt am Main/Basel: Stroemfeld Verlag, 2003, 188 Seiten.

Kruse, Jörn/Haucap, Justus (Hrsg.): Mobilfunk zwischen Wettbewerb und Regulierung. München: Fischer, 2004, 220 Seiten.



La Roche, Walther von/Buchholz, Axel (Hrsg.): Radio-Journalismus. Ein Handbuch für Ausbildung und Praxis. 8., völlig neu bearb. Aufl. München: List, 2004, 479 Seiten.

Loiperdinger, Martin (Hrsg.): Celluloid Goes Digital. Historical-Critical Editions of Films on DVD and the Internet. Proceedings of the First International Trier Conference on Film and New Media, October 2002. Trier: Wissenschaftlicher Verlag Trier, 2003, 152 Seiten plus CD-ROM.

Mühlenfeld, Hans-Ullrich: Der Mensch in der Online-Kommunikation. Zum Einfluss webbasierter, audiovisueller Fernkommunikation auf das Verhalten von Befragten. Wiesbaden: DUV, 2004, 266 Seiten.

Nickl, Milutin Michael: Zur Aktualität des Thomas von Erfurt und Jan de Stobnica. Lauf an der Pegnitz: Europaforum, 2004, 280 Seiten.

Paus-Hasebrink, Ingrid (unter Mitarbeit von Eva Hammerer, Tanja Jadin, Sebastian Bollig,

Marco Pointecker, Claudio Ruggieri und Anja Sindermann): Inszenierter Alltag – Das Phänomen Taxi Orange. Produkt- und Rezeptionsanalysen. Wien: Österreichischer Kunst- und Kulturverlag, 2004.

Paus-Hasebrink, Ingrid/Neumann-Braun, Klaus/Hasebrink, Uwe/ Aufenanger, Stefan (Hrsg.): Medienkindheit – Markenkindheit. Untersuchungen zur multimedialen Vermarktung von Markenzeichen für Kinder. München: KoPäd Verlag, 2004, 320 Seiten.

Quiring, Oliver: Wirtschaftsberichterstattung und Wahlen. Konstanz: UVK, 2004, 300 Seiten.

Raupp, Juliana/Klewes, Joachim (Hrsg.): Quo vadis Public Relations? Auf dem Weg zum Kommunikationsmanagement: Bestandsaufnahme und Entwicklungen. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, 2004, 296 Seiten.

Roters, Gunnar/Klingler, Walter/Gerhards, Maria (Hrsg.): Medienzukunft – Zukunft der Medien. Baden-Baden: Nomos, 2004, 129 Seiten.

Schmidt, Siegfried J.: Unternehmenskultur. Die Grundlage für den wirtschaftlichen Erfolg von Unternehmen. Weilerswist: Velbrück Wissenschaft, 2004, 255 Seiten.

Schönhagen, Philomen: Soziale Kommunikation im Internet. Zur Theorie und Systematik computervermittelter Kommunikation vor dem Hintergrund der Kommunikationsgeschichte. Bern u. a.: Peter Lang, 2004.

Spetsmann-Kunkel, Martin: Die Moral der Daytime Talkshow. Eine soziologische Analyse eines umstrittenen Fernsehformates. Münster: Lit Verlag, 2004, 224 Seiten.

Stenert, Ute: Reform im Südwesten. Die Entstehung des Südwestrundfunks. Baden-Baden: Nomos, 2004, 435 Seiten.

Suckfüll, Monika: Rezeptionsmodalitäten. Ein integratives Konstrukt für die Medienwirkungsforschung. München: Fischer, 2004, 298 Seiten.

Weischenberg, Siegfried: Journalistik. Theorie und Praxis aktueller Medienkommunikation. Bd. 1: Mediensysteme, Medienethik, Medieninstitutionen. 3. Aufl. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, 2004, 388 Seiten.

Die angezeigten Monographien und Sammelbände sind in den letzten Monaten erschienen. Die Redaktion bittet um Nachsicht, falls ein Titel übersehen wurde, und freut sich über Hinweise auf Veröffentlichungen

Prüfung im Paddelboot

80 Jahre
Zeitungs-
und Kommu-
nikations-
wissenschaft
in München

Erst spät bekam er Äste, der Professoren-Stammbaum der Münchner Zeitungs-, dann Kommunikationswissenschaft; 50 Jahre blieb er ein Schössling, ein Strich in der Universitätslandschaft, verkörpert nur durch einen Professor. Drei Jahrzehnte lang war dies Karl d'Ester, dann Hanns Braun, schließlich Otto B. Roegele. Heute,

heutigen Räume des vormaligen Radios Freies Europa. Und zu jedem Standort gibt es Geschichten, die hier zumindest angetippt werden. „Wir wollten eine Institutsgeschichte schreiben ohne Fußnotensport“, berichtet Barbara Höfler, eine der Studentinnen im Ausstellungsteam. „Der trockenen Quellenlage misstrauen, Zeitzeugen fragen, solange sie noch leben, Lücken in der offiziellen Erinnerung füllen. Nachzeichnen, warum Studium, Forschung und Lehre sich in München so und nicht anders entwickelt haben.“

Momentaufnahmen verdeutlichen Grundstimmungen und Entwicklungen: Karl d'Ester in den 30er Jahren mit Studenten im Paddelboot – Freund und Mentor wollte er den Studierenden sein (selbst Prüfungen soll er bei Ruderausflügen abgenommen haben); die Strichzeichnung eines waffenstarrenden Donald Duck als Dollar-Imperialist, anno 68; Heinz Pürer 1989 als ratloser Professor mit nach außen gekehrten Hosentaschen – „Wir sind pleite“, titelte dazu die Studentenzeitschrift „Kommunikaze“, Ausdruck der oft angespannten Haushaltslage. Ein Bastelbogen zum Bau einer Hundehütte gegen die Rummisere, ebenfalls aus den 80er Jahren, als die Studentenzahlen auf über 2.000 explodierten...

Keine Jubelschau wollte Michael Meyen erstellen, keine Erfolgsgeschichte konstruieren, vielmehr eine wissenschaftliche Institution und vor allem ihre professoralen Träger auch kritisch in den Blick nehmen. Personalakten und Archivbestände, Zeitschriften und Aufzeichnungen galt es zu sichten, Interviews zu führen. So ist ein informatives Panoptikum bewegter Jahrzehnte entstanden, ergänzt und vertieft durch einen umfassenden Reader (*Michael Meyen/Maria Löblich (Hrsg.): 80 Jahre Zeitungs- und Kommunikationswissenschaft in München. Bausteine zu einer Institutsgeschichte. Köln 2004*). Lückenlos können freilich Ausstellung wie Buch nicht sein – noch längst sind nicht alle Akten zugänglich; die Berufungsverfahren sind so nicht immer transparent zu machen, die Rolle der Zeitungswissenschaft im Dritten Reich bleibt schemenhaft, die studentische Perspektive – Institutsgeschichte „von unten“ – nur blitzlichtartig beleuchtet. Raum für weitere Forschung, für die hier ein Fundament gelegt wurde.

MARKUS BEHMER



Karl d'Ester ordnet und sichtet Zeitungen. In der Mitte: Ilse Kümpfel-Schliekmann, später als „Ponkie“ Mitarbeiterin der „AZ“

80 Jahre nach der Pflanzung, trägt der Baum sieben Wipfel, forschen und unterrichten sieben Hochschullehrer am Institut für Kommunikationswissenschaft und Medienforschung.

Den nicht immer geradlinigen Aufstieg von Orchideenfach und Mini-Einrichtung zur weithin renommierten Institution kann man noch bis Anfang 2005 in einer Ausstellung im Münchner Institutsflur nachvollziehen, die Michael Meyen mit Maria Löblich und einem Team studentischer Mitarbeiter zum Institutsgeburtstag erstellt hat.

Der Stammbaum zielt den ersten von 20 großformatigen, reich illustrierten Ausstellungsrahmen. Die Hochschulkarrieren der ersten Fachvertreter werden dokumentiert, Studentenzeitschriften und Studiengänge vorgestellt, an Lehrkonzepte und Forschungsansätze, aber auch an die Studentenproteste der späten 60er Jahre wird erinnert – und immer wieder werden Raumprobleme thematisiert. Fünfmal ist das Institut umgezogen – aus einem umgebauten Hörsaal in einen Unikeller, dann als Untermieter in das Amerikahaus, schließlich in das Rückgebäude eines Bestattungsunternehmens und endlich in die

Der nicht locker lässt

Laudatio auf Manfred Rühl

F ist nicht ganz leicht, für ein Gründungsmitglied dieser Gesellschaft innerhalb von etwa fünf Minuten – dies ist die mir von der Tagungsregie zugestandene Zeit – eine Kurz-Laudatio zu halten, für jemanden, der vor bald 40 Jahren seinen ersten wissenschaftlichen Aufsatz in der „Publizistik“ (Titel: Zur sozialen Struktur des Zeitungsverlages) publizierte, danach mit einer fulminanten Dissertation und einer tiefgründigen Habilitationsschrift dem Fach neue Perspektiven gewiesen hat und der noch lange nicht „locker lässt“, wie die Publikationen nach seiner Emeritierung gezeigt haben, so auch ein jüngst in der Zeitschrift „Medien & Kommunikationswissenschaft“ publizierter Aufsatz. Was kann ein Laudator in diesen paar Minuten tun? Er kann erstens ein paar Erinnerungspunkte setzen und kann zweitens höchstens einen inhaltlichen Punkt herausgreifen, der ihm besonders wichtig ist.

Ich habe der Bitte von Romy Fröhlich, einige Worte zur Verleihung der Ehrenmitgliedschaft an Prof. Dr. Dr. Manfred Rühl zu formulieren, auch deshalb gern entsprochen, weil ich damit einen kleinen nachträglichen und öffentlichen Dank abstellen kann: Manfred Rühl hat mir im denkwürdigen Jahr 1989 durch seine Einladung zur Vertretung der zweiten – „kleinen“ – Professur in Bamberg (der Kollege Hömberg war gerade nach Eichstätt auf eine „große“ berufen worden) die Gelegenheit gegeben, mich „in der Bütt“ zu beweisen, und hat mir, der ich noch mitten im Berliner Habilitationsverfahren steckte, die Chance zum Einstieg auf der professoralen Ebene in unser Fach gegeben. Dafür nochmals: Danke.

Dies war schon der erste Erinnerungspunkt. Weitere möchte ich benennen, indem ich – zumindest für die Jüngeren unter uns – nochmals einige Daten aus dem Leben des Manfred Rühl

Die DGPK hat bei ihrer Erfurter Jahrestagung im Mai 2004 Manfred Rühl und Gerhard Maletzke die Ehrenmitgliedschaft verliehen. „Aviso“ dokumentiert die Laudationes von Günter Bentele und Claudia Mast

Trauer um Karin Böhme-Dürr

Nach langer schwerer Krankheit ist am 14. Juni 2004 Karin Böhme-Dürr, Inhaberin des ersten Lehrstuhls für Medienwissenschaft an der Heinrich-Heine-Universität Düsseldorf, verstorben.

Mit Karin Böhme-Dürres Amtsantritt 1999 hatte sich unter der Bezeichnung „Medienwissenschaft“ ein Fach im eigentlichen Sinne zu formieren begonnen, dem sie in den folgenden Jahren ihren Stempel aufdrückte. Dabei wagte sie nicht nur den Sprung in das kalte Wasser eines neuen Amtes, sondern zugleich in das eines neuen Studiengangs: Zusammen mit Soziologen und Politologen konzipierte und initialisierte Karin Böhme-Dürr den Bachelorstudiengang Sozialwissenschaften. Vor allem dadurch gewann die Düsseldorfer Kommunikations- und Medienwissenschaft in den Folgejahren an Kontur – und dank dem Einsatz Karin Böhme-Dürres. Mit außergewöhnlicher Energie überbrückte sie die Untiefen eines chronischen Kapazitätsmangels: Drei Jahre lang blieb ihre

Professur die Einzige in der Kommunikations- und Medienwissenschaft. Mit nur einer Mitarbeiterstelle ausgestattet, stand Böhme-Dürr bis zu 2000 Studierenden gegenüber, die mit Lehre versorgt, betreut und geprüft werden mussten. Dass sie diese Aufgabe bewältigen und weiterhin Forschungs- und Vortragstätigkeit nachgehen konnte, ist als eine Ausnahmeleistung zu bezeichnen. Zu Recht empfand Karin Böhme-Dürr ihre Arbeitssituation als Zumutung, gegen die sie sich mit zunehmendem Nachdruck zur Wehr setzte. Sie nahm in Kauf, auf dem eingeschlagenen Weg mit alten Bindungen zu brechen, überzeugt davon, dass es keine Alternative gab. Dabei stellte sie ihre Vision des Faches über die eigenen Bedürfnisse.

Karin Böhme-Dürr ist ihren Weg konsequent zu Ende gegangen. Mit ihr verliert das Fach eine hervorragende Wissenschaftlerin und einen ebenso geradlinigen wie couragierten und streitbaren Menschen.

SUSANNE KEUNEKE

rekapituliere. 1933 am letzten Tag des Jahres in Nürnberg geboren, war Manfred Rühl mit 17 Jahren – für damalige Verhältnisse schon sehr früh – als High School-Stipendiat in den USA, in Dayton, Ohio. Nach seinem Abitur und nach einer Lehre als Industriekaufmann studierte Rühl in Erlangen, an der FU Berlin und der Hochschule für Wirtschafts- und Sozialwissenschaften in Nürnberg Wirtschafts- und Sozialwissenschaften, Publizistik- und Kommunikationswissenschaft und Philosophie.

68er-Zeit im beschaulichen Nürnberg

Als Diplom-Volkswirt verwaltete Rühl in Nürnberg zunächst drei Jahre eine Assistentenstelle, um sie dann 1964 für weitere vier Jahre zu übernehmen. Mit der Arbeit über die „Zeitungsredaktion als soziales System“ promoviert, lehrte und forschte Rühl in der „wilden“ 68er-Zeit im – so denke ich – auch damals eher beschaulichen Nürnberg auf der Stelle eines Akademischen Rates und Oberrates. Während dieser Zeit hielt er sich u. a. an der Annenberg School of Communications in Pennsylvania/Philadelphia bei George Gerbner und Klaus Krippendorf als „Scholar in Residence“ auf, und er vertrat auch an der Universität Mainz die Kollegin Noelle-Neumann für ein Semester.

Von 1976 bis 1983 lehrte Rühl auf seiner ersten Professur an der Universität Hohenheim und hat dort den Aufbaustudiengang Journalistik wesentlich aufgebaut, bevor er und mit ihm die Kommunikationswissenschaft („als Journalistik“, wie Rühl hintersinnig – oder sollte ich sagen hinterlistig? – selbst schreibt) nach Bamberg kommt. Denn für Manfred Rühl war es von Anfang an klar, dass das Fach nicht „Journalistik“ (und schon gar nicht „Medienwissenschaft“!), sondern nur „Kommunikationswissenschaft“ heißen darf. Kommunikationswissenschaft hat Rühl denn auch zwei Jahrzehnte in Bamberg gelehrt (darunter natürlich viele Lehrveranstaltungen angeboten, in denen Journalismus analytisch reflektiert wurde) und mitgeholfen, diesem Fach nicht nur in Deutschland Reputation zu verschaffen. Was die Reputation der deutschsprachigen Kommunikationswissenschaft in den USA anbelangt, so erinnere ich mich sehr gut an den Besuch einer Gruppe renommierter amerikanischer Kollegen in Bamberg, darunter auch Maxwell McCombs zu Anfang der neunziger Jahre. Die Kollegen

genossen damals – nach ausgedehnten inhaltlichen Diskussionen – das Bamberger Altstadtfest und das dort ausgeschenkte Bier sehr.

Manfred Rühl hat der Kommunikationswissenschaft immer wieder wichtige Impulse gegeben, nicht nur durch seine Hauptschriften, von seiner Dissertation angefangen bis zu seinem bislang letzten Buch „Publizieren – Eine Sinngeschichte der öffentlichen Kommunikation“, sondern durch viele Aufsätze. Darin äußert er sich oft Streitbar, hebt – auf Basis eines tiefen und breiten Wissens – nicht selten den Zeigefinger und versucht, das Fach vor Vereinseitigungen (z. B. der „empirischen“ oder der „alltagstheoretischen“) oder Verirrungen (z. B. der „biologistischen“ oder der „realistischen“) zu warnen. Gelegentlich schimpft er auch mal, beispielsweise was die Diskussion um die Namen von Fach und Fachgesellschaft anbelangt. Kurt Hesse zitiert Manfred Rühl in der Rühl gewidmeten Festschrift, die ich zusammen mit ihm vor zehn Jahren organisiert habe: „Man kann mich einen krummen Hund nennen, aber bitte nicht Medienwissenschaftler.“ In Rühls neuestem Aufsatz hört sich diese Warnung noch eindeutiger an: „Es ist bisher nicht gelungen, für Medien und Kommunikation eine gemeinsame Reflexionsebene und praktikable Forschungsmethoden zu finden, Medien in Kommunikation zu transformieren.“

Der „bam“-Wissenschaftler

Manfred Rühl hat aber nicht nur für das Fach, sondern in organisatorischer Funktion auch für die Fachgesellschaft gewirkt: Er war von 1980 bis 1982 Erster Vorsitzender der DGPK, und er hat 1992 – zusammen mit dem Laudator und einem Team – die Bamberger DGPK-Tagung inhaltlich gestaltet. Eine Tagung, von der der damalige Erste Vorsitzende und heutige Verfassungsrichter Hoffmann-Riem nach einem Blick in die Polizeimeldungen der örtlichen Tageszeitung „Fränkischer Tag“ nicht nur feststellen zu können glaubte, dass die Welt in Bamberg noch in Ordnung sei, sondern auf der er – vielleicht in einer durch hervorragendes Wetter und gutes Essen entstandenen Euphorie – auch vorschlug, das Wort „Kommunikation“ durch das Wort „bam“ zu ersetzen. Ein etwas sonderbarer, aber auch damals nicht ganz ernst gemeinter Vorschlag.

Nun will ich zu dem einzigen inhaltlichen Punkt kommen. Seit vielen Jahren hat mir der –



Manfred Rühl

Foto: privat

von Niklas Luhmann entlehnte, aber von Manfred Rühl oft benutzte – Begriff „Anschlusskommunikation“ sehr gefallen, und je älter ich werde, desto besser verstehe ich ihn und desto relevanter wird er für mich und die Beobachtung meiner eigenen Kommunikation. Er macht einerseits deutlich, dass zwar Kommunikationssequenzen in gewisser Weise abgeschlossen sind (vor dem *Anschluss* muss so etwas wie ein *Abschluss* sein), dass Kommunikation aber als ein umfassenderer Prozess – den Rühl sich gern mittels eines Kreislauf- oder Spiralmodells vorstellt – immer weiter geht. Rühl: „In der Zeitdimension ist für Kommunikation weder ein feststellbarer Anfang noch ein absehbares Ende zu beobachten.“

Große Herausforderung

Andererseits ist das Phänomen der Anschlusskommunikation ein interessantes Problem, das viele von uns immer wieder als große Herausforderung begreifen müssen. Kommunikation ruft (fast) immer Anschlusskommunikation hervor und diese wiederum neue Anschlusskommunikation. Je weniger ein Akteur kommuniziert – Herr Rühl, Sie gestatten mir diesen handlungstheoretischen Begriff –, desto geringer die Möglichkeiten zur Anschlusskommunikation, desto eher die Möglichkeit von Einsamkeit, gar Vereinsamung. Je mehr ein Akteur aber kommuniziert, desto größer die Wahrscheinlichkeit von Anschlusskom-

munikationen. Je größer die Zahl der Kommunikationspartner, mit denen kommuniziert wird, desto größer die Wahrscheinlichkeit, dass sich Anschlusskommunikationen – in exponentiellen Steigerungen – ergeben. Dies führt ab einem bestimmten Punkt (den mathematisch Versiertere sicher auch berechnen können) zum Gegenteil von Einsamkeit, nämlich zu kommunikativer Überlast, die sich psychologisch als Stress zeigt. Es gibt nur wenige Strategien, um dem zu entgehen. Eine davon ist das „Outsourcing“ von persönlicher Kommunikation (z. B. durch Beschäftigung von Sekretärinnen und Mitarbeiter/inne/n). Eine andere ist das Zurückfahren eigener Kommunikationsaktivitäten, um auch die Zahl von Anschlusskommunikationen auf ein erträgliches Maß zu reduzieren und die persönlichen Kommunikationsaktivitäten in das gewünschte Gleichgewicht zu bringen. Wohl dem, der es – als kommunikativer Mensch – schafft, so ein Gleichgewicht wiederherzustellen, indem er nicht mehr ans Telefon geht, das Handy ausschaltet und Mails einfach nicht mehr beantwortet. Anschlusskommunikation – ein Problemfeld, das in unserem Fach durchaus noch einer systematischen Aufarbeitung und Rekonstruktion harret.

Ehrenhaftes Handeln

Lieber Herr Rühl, Sie haben

- a) dem Fach kontinuierlich wichtige Impulse gegeben, die viele Resonanzen ergeben haben, darunter wichtige Anschlusskommunikationen;
- b) Sie haben auch für Kommunikation und Anschlusskommunikationen in der Fachgesellschaft gesorgt;
- c) dies war ein nicht erzwungenes, nicht notwendiges Handeln, sondern eines, das tatsächlich stattgefunden hat. Man darf es auch „ehrenhaftes Handeln“ nennen.

Sie haben nicht nur zu den Leistungen des Fachs und der Fachgesellschaft entscheidend beigetragen, Sie haben auch unsere Fachgesellschaft mit aus der Taufe gehoben – ohne Sie gäbe es uns möglicherweise gar nicht! Deshalb will die DGPK Sie heute selbst ehren und Ihnen die Ehrenmitgliedschaft verleihen.

Lassen Sie mich dem neuen Ehrenmitglied Manfred Rühl sehr herzlich gratulieren!

GÜNTER BENTELE

Wortführer und Überbringer

Laudatio auf Gerhard Maletzke



Als mich Romy Fröhlich um diese Laudatio bat, dachte ich mir: Gerhard Maletzke zu loben ist einfach – viele von uns kennen ihn persönlich oder seine Publikationen. Anfängen von seiner „Psychologie der Massenkommunikation“ (1963) – ein Buch, das nicht nur im deutschsprachigen Raum über Jahrzehnte auf den Pflichtliteraturlisten der Lehrveranstaltungen stand, sondern auch in japanischer, spanischer und portugiesischer Sprache gedruckt wurde – über die „Medienwirkungsforschung“ (1981), „Bausteine zur Kommunikationswissenschaft 1949-1984“ (1984), „Massenkommunikationstheorien“ (1988), „Interkulturelle Kommunikation“ (1996) bis zum Band „Kommunikationswissenschaft im Überblick. Grundlagen, Probleme, Perspektiven“ (1998). Dies sind nur einige von den knapp 20 Büchern, die Gerhard Maletzke veröffentlicht hat.

Nun wurde mir klar, dass der Versuch, einem derart reichhaltigen wie auch vielfältigen wissenschaftlichem Werk – zumal in acht Minuten – in einer Laudatio gerecht zu werden, aussichtslos wäre. Allein die stichwortartige Nennung seiner

Publikationen oder auch nur die Aufzählung seiner Wirkungsstätten an zahlreichen deutschen und ausländischen Universitäten bzw. Forschungseinrichtungen würde den gesteckten Zeitrahmen bei weitem sprengen. Unter höchst subjektiven Kriterien möchte ich daher die Person und das wissenschaftliche Wirken von Gerhard Maletzke im Fach Kommunikationswissenschaft kurz beleuchten. Er verkörpert in meinen Augen eine ganz spezielle und heute höchst moderne, zukunftsorientierte Form der Kommunikationswissenschaft. Mit Gerhard Maletzke verbinde ich vor allem drei Assoziationen:

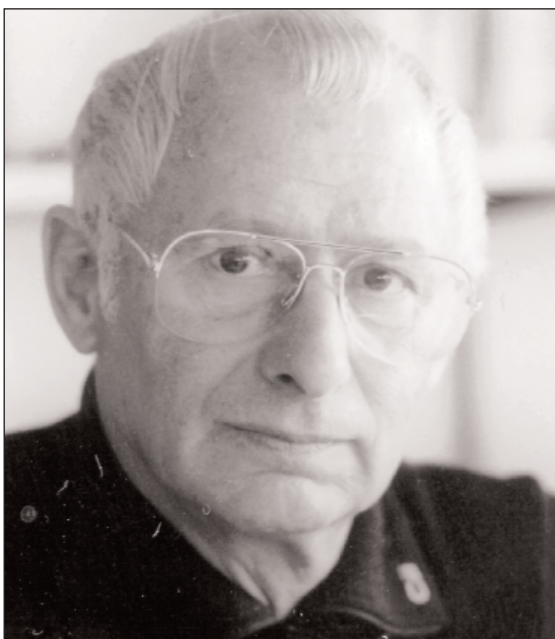
1 Der Innovator

Er gehört zu den Pionieren im Fach, die in den 60er Jahren die westdeutsche Kommunikationswissenschaft aus ihrer nationalen Isolation befreit und an die internationale, vor allem die amerikanische, empirisch betriebene Medienforschung herangeführt haben. Otto B. Roegele bezeichnet ihn daher als „Wortführer und Überbringer einer neuen, aus der angelsächsischen Welt eingeführten sozialempririsch und psychologisch gegründeten Wissenschaft“ (Roegele 1997: 20). Hertha Sturm bringt die Bedeutung von Gerhard Maletzke auf den Punkt: „Er hat der deutschen Kommunikationswissenschaft und der psychologisch fundierten Medienforschung eine Sprache gegeben und er hat die dahinter stehenden Standards eingebracht und ausgefüllt mit eigenen Arbeiten.“ (Sturm 1997: 25)

Gerhard Maletzke stößt immer wieder Innovationen im Fach an und analysiert Themen gründlich und systematisch, lange bevor sie allgemein „in Mode“ kommen, z. B. in seinem Grundlagenwerk über „Interkulturelle Kommunikation“ bereits im Jahr 1996 oder in seinen Überlegungen zum „Menschenbild in der Kommunikationswissenschaft“ (Maletzke 2002).

2 Der internationale Wissenschaftler

Die Vita von Gerhard Maletzke weist mehr als 40 Länder Asiens, Afrikas und Amerikas auf, in



Gerhard Maletzke

Foto: privat

denen er in Forschungseinrichtungen zum Teil über mehrere Jahre arbeitete, Studien durchführte oder an den örtlichen Universitäten und Bildungseinrichtungen Vorlesungen hielt. Seine internationale Tätigkeit umfasst längere Forschungsaufenthalte in Tokio und Singapur, wissenschaftliche Studien und Lehrtätigkeiten, z. B. in Afghanistan, Ruanda, Kenia, Sudan, Guatemala, Costa Rica, Indien, Indonesien, Malaysia, Nepal, China, Sri Lanka, Süd-Korea, Ecuador, Mexiko, Kolumbien, Argentinien, Chile – nur um einige Stationen seiner internationalen Forschungs- und Lehrtätigkeit zu nennen. In diesen Ländern ist er als Medienexperte tätig, verfasst Studien, evaluiert Projekte oder lehrt als Dozent.

1978 holt ihn der Intendant des Süddeutschen Rundfunks Hans Bausch nach Stuttgart in die Medienforschung des Senders. Die Universität Hohenheim bestellt ihn fünf Jahre später zum Honorarprofessor für Kommunikationswissenschaft. Für diese Entscheidung der Universität sind wir sehr dankbar, zumal die Vorlesungen von Gerhard Maletzke bis heute ein zentraler Bestandteil im Aufbaustudiengang Journalistik wie auch im Diplomstudiengang Kommunikationswissenschaft sind.

3 Der Lehrer und Vermittler

Gerhard Maletzke ist jede Woche in unserem Institut. Er denkt nicht an Ruhestand. Seine Vita ist – auch in den letzten Jahren – gespickt mit Vortragsreisen sowie Lehraufträgen, Dozenten- und Gastprofessorentätigkeiten z. B. in Leipzig, Berlin, Wien und Bamberg. Bis heute betreut er zahlreiche Diplomarbeiten und Dissertationen. Er nimmt sich Zeit für die Studierenden und kann gut zuhören. Schnelle Antworten sind ihm suspekt, denn es geht ihm um gründliche Analysen. Otto B. Roegele hat

ihn zu Recht einen „großen Vermittler“ genannt.

Doch seine Rolle als Lehrer und Vermittler nimmt er keineswegs nur rein wissenschaftlich – in Publikationen, Vorträgen oder Gesprächen – wahr, sondern auch höchst humorvoll. Wer Gerhard Maletzke persönlich kennt, weiß, wie sehr er Anekdoten und Wortspiele liebt, Witze und Kalauer schätzt und missglückte Wortschöpfungen und Metaphern mit größtem Vergnügen aufspießt.

Wir, die wir in Hohenheim mit ihm am Institut ständig zusammenarbeiten, hegen den Verdacht, dass er solche schiefen Bilder und Ausdrücke systematisch sammelt. Denn ihm geht es immer um Klarheit in der Argumentation. Weitschweifigkeit oder gar Redundanzen regen ihn zum Widerspruch oder zu spöttischen Bemerkungen an. Möglicherweise lesen wir von ihm bald etwas durchaus Humorvolles über den Gebrauch der Sprache im Allgemeinen oder vielleicht in der Kommunikationswissenschaft, auf dass wir nach der Lektüre umso sorgfältiger unsere Formulierungen wählen.

Wir freuen uns, dass Gerhard Maletzke diese Ehrung zuteil wird, und bedanken uns für sein Wirken.

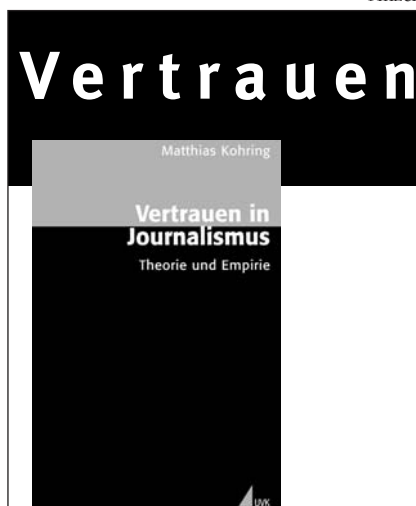
CLAUDIA MAST

Quellen:

Roegele, Otto B. (1997): Dank an einen großen Vermittler. In: Fünfgeld, Hermann/Mast, Claudia (Hrsg.): Massenkommunikation. Ergebnisse und Perspektiven. Opladen, S. 19-21.

Sturm, Hertha (1997): Mit kritischer Distanz offen für Neues. In: Fünfgeld, Hermann/Mast, Claudia (Hrsg.): Massenkommunikation. Ergebnisse und Perspektiven. Opladen, S. 23-25.

Maletzke, Gerhard (2002): Vom Umgang mit Begriffen. Hohenheim.



Matthias Kohring
Vertrauen in Journalismus
 Theorie und Empirie
 2004, 302 Seiten, br.
 ISBN 3-89669-442-1, € (D) 29

»Ein sehr anregender Diskussionsbeitrag: Kohring, ein ausgewiesener Systemtheoretiker, nutzt den Begriff des Vertrauens, um die Erwartungen der Publika an den Journalismus mit dessen Funktionsleistungen verknüpfen zu können. Er nennt vier Dimensionen, die er dann im Rahmen einer empirischen Studie getestet hat: Vertrauen in die Themenselektivität, Vertrauen in die Faktenselektivität, Vertrauen in die Richtigkeit von Beschreibungen sowie Vertrauen in Bewertungen des Journalismus. Mit diesen vier Dimensionen hat Kohring Bezugsgrößen definiert, die aus Sicht der Publika relevant sind, wenn es um eine möglichst hohe (gute) journalistische Leistung geht.« Message

Matthias Kohring ist Oberassistent im Bereich Medienwissenschaft der Universität Jena.

www.uvk.de



Einspruch!

„Einspruch“ ist der Ort für Polemik, Satire, Sticheleien, kleine Ungehörigkeiten und andere überraschende Analysen

Impressum

Herausgeber:

Vorstand der Deutschen Gesellschaft für Publizistik- und Kommunikationswissenschaft (DGPK)

Redaktion:

Gunter Reus (verantwortl. „Debatte“)
Eva Baumann, Tilo Hartmann
Gerhard Vowe (Vorstand)

Layout und Gestaltung:

Gunter Reus

Erscheinungsweise:

Dreimal jährlich

Anschrift der Redaktion:

Institut für Journalistik und Kommunikationsforschung, Hochschule für Musik und Theater Hannover
Expo Plaza 12, 30539 Hannover
Telefon: 0511/3100 484
Telefax: 0511/3100 400
Email: gunter.reus@hmt-hannover.de

Druck:

Verlagsgruppe Madsack, Göttingen

Fiktionen

Als Kommunikationswissenschaftler hat man sich irgendwie daran gewöhnt, dass die Unterscheidung zwischen Fiktion und Nonfiktion zwar schwierig, aber hilfreich ist. Das gilt aber nicht für Verwaltungsvorgänge. Hier spielt die Unterscheidung keine Rolle.

Einen Indikator dafür findet man in der Berechnung der Anzahl zuzulassender Studenten einer bekannten Universität. Diese richtet sich nämlich mitnichten nach der Anzahl des real existierenden, sondern nach der des theoretisch vorhandenen Lehrpersonals, den so genannten Sollstellen. Und die sind derzeit zur Hälfte nicht besetzt.

Ich finde das praktisch. Nicht besetzte Sollstellen sind extrem kostengünstig und verursachen auch keinerlei Fehler im Dienstablauf. Innovativ ist das Ganze überdies. Sollten die freien und frei werdenden Stellen weiterhin unbesetzt bleiben, würde das Institut in einigen Jahren einen gesamten Studiengang nur mit unbesetzten Sollstellen bestreiten. Wo, wenn nicht in der Kommunikations- und Medienwissenschaft, sollte es gelingen, ein komplett fiktives Studium zu organisieren?

Nun war ich mir aber bislang sicher, dass die Uni-Verwaltung spätestens beim Geld strikt zwischen Fiktion und Nonfiktion unterscheiden würde, vor allem, wenn es knapp wird. Stimmt aber auch nicht. So teilte ein

Exemplar dieser Spezies in der Mitte des Haushaltsjahres ihren Arbeitsbereichen mit, dass bestimmte Haushaltstitel rückwirkend zum Jahresanfang auf Null gekürzt seien.

Gut, der Studiengang, in dem ich arbeite, finanziert sich ausschließlich aus solchen Haushaltsmitteln. Trotzdem: Finde ich auch toll. Und ich habe beschlossen, das Erfolgsmodell der Verwaltung jetzt auf meine eigene universitäre Arbeit zu übertragen. So werde ich Studierende, die Klausuren nicht bestanden haben, künftig bitten, mit den Klausurvorbereitungen rückwirkend ab dem ersten Semester zu beginnen. Die bestehen dann zwar die Wiederholungsklausur auch nicht sicherer, aber niemand kann ihnen mehr vorwerfen, nicht ausreichend vorbereitet gewesen zu sein.

Auch über meine eigene Karriere mache ich mir keine Sorgen mehr. Theoretisch ist meine Habilitation längst abgeschlossen, und damit bin ich im Sollplan fast Hochschullehrer. Zur allergrößten Not bekleide ich halt eine der nicht besetzten Sollprofessuren, erledige Forschung und Lehre fiktiv und verdiene meinen realen Lebensunterhalt damit, die Universitätsverwaltung zu beraten. Ziel muss es nämlich sein, die Verwaltung vollständig zu fiktionalisieren. Und wenn sie dann nur noch in der Fiktion existiert, lassen wir sie dort allein und flüchten zurück in die Realität.

VOLKER GEHRAU

Anzeige

Frankfurter
Buchmesse 2004
Halle 3, 1, Stand C138

Neu im Herbst von Halem Verlag:



Christian Filk / Michael Lommel /
Mike Sandbothe (Hrsg.)
**MEDIA SYNAESTHETICS.
KONTUREN EINER
PHYSIOLOGISCHEN
MEDIENÄSTHETIK**
2004, ca. 330 S., 7 Abb.,
Broschur
EUR 27,00 / sFr 45,40
ISBN 3-931606-59-7



Rainer Winter (Hrsg.)
**MEDIENKULTUR, KRITIK
UND DEMOKRATIE.
DER DOUGLAS KELLNER READER**
2004,
Broschur
ca. EUR 28,00 / sFr 47,10
ISBN 3-931606-60-0



**HERBERT VON HALEM VERLAG
KOOPERIERT MIT
COVER MEDIENMAGAZIN**
Die 4. Ausgabe von Cover *Grenzen*. *Wo endet die Mediengesellschaft?* ist erstmalig deutschlandweit im Pressefachhandel und Fachbuchhandel erhältlich. <http://www.covermagazin.de>



Klaus Sachs-Hombach (Hrsg.)
**BILDWISSENSCHAFT ZWISCHEN
REFLEXION UND ANWENDUNG**
2004, 568 S., über 100 Abb.,
engl. Broschur
EUR 36,00 / sFr 50,40
ISBN 3-931606-73-2



Informieren Sie sich über diese und andere Neuerscheinungen aus 2004 unter <http://www.halem-verlag.de>. Bestellungen sind dank der neuen integrierten Shop-Funktion besonders nutzerfreundlich. Wir liefern versandkostenfrei innerhalb Deutschlands. Der Herbert von Halem Verlag steht für Qualität im wissenschaftlichen Publizieren. Wir haben Ihr Interesse geweckt? Dann schreiben Sie uns unter: info@halem-verlag.de

<http://www.bildwissenschaft.info>

<http://www.medienundsport.de>



HERBERT VON HALEM VERLAG